



# Leseprobe

Brandon Sanderson  
**Die Worte des Lichts**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,99 €



---

Seiten: 976

Erscheinungstermin: 27. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Die Welt Roschar wird von Stürmen und Machtkämpfen erschüttert. Der Krieg zwischen dem Volk von Alethkar und den geheimnisvollen Parshendi tobt bereits jahrelang – ein Krieg, der magische Geheimnisse aus dunkler Vergangenheit heraufbeschwört. Ein Krieg, in dem einfache Menschen als Helden aufstehen, Jäger zu Gejagten werden und sich Magie in Fluch verwandeln kann.

Sechs Jahre ist es her, dass der König von Alethkar ermordet wurde. Sein Mörder, ein geheimnisvoller, weiß gewandeter Attentäter, wurde offenbar von dem Volk beauftragt, mit dem der König gerade einen Friedensvertrag unterzeichnet hatte: den Parshendi. In ihrem Rachedurst stellten die Großprinzen der Alethi ein Heer zusammen und zogen gegen die Parshendi in den Krieg. Nun, sechs Jahre später, ist dieser Krieg zu einem Stellungskampf auf der unwirtlichen Zerschmetterten Ebene erstarrt. Schon beginnen sich die Adligen in Intrigen aufzureiben, als plötzlich der Attentäter wieder zurückkehrt – und mit ihm Wesen aus einer vergessenen geglaubten Vergangenheit: die Strahlenden Ritter mit ihren magischen Klingen. Können sie den Krieg beenden? Werden sie die Alethi und ganz Roschar vor dem letzten, alles zerstörenden Sturm retten können?



### Autor

## Brandon Sanderson

---

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den

Von Brandon Sanderson sind im  
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

*Elantris*  
*Sturmklänge*  
*Steelheart*  
*Die Seele des Königs*

DIE KINDER DES NEBELS-SAGA:

*Kinder des Nebels*  
*Krieger des Feuers*  
*Herrscher des Lichts*  
*Jäger der Macht*

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN:

*Der Weg der Könige*  
*Der Pfad der Winde*  
*Die Worte des Lichts*  
*Die Stürme des Zorns*

*Für Oliver Sanderson,*

*der geboren wurde,  
als ich mitten in der Arbeit an  
diesem Buch steckte,  
und der bereits laufen konnte,  
als ich damit fertig war.*

ter schwirrte wie Bienensummen umher. Wenn es etwas gab, das der Alethi-Hof noch mehr genoss als Wein, dann war es Geschwätz. Jedermann erwartete, dass sich Dalinar während eines Festes hemmungslos dem Wein hingab – aber die Tochter des Königs, die sich als Häretikerin erwies? Das war unerhört und beispielloos.

Genau aus diesem Grund hatte Jasnah über ihre Gefühle gesprochen.

Sie ging an den Abgesandten der Parschendi vorbei, die zusammengedrängt am Hochtisch standen und sich in ihrer rhythmischen Sprache miteinander unterhielten. Obwohl dieses Fest sie und das Abkommen, das sie mit Jasnahs Vater geschlossen hatten, ehren sollte, wirkten sie keineswegs ausgesprochen festlich gestimmt, ja nicht einmal glücklich. Eher schon sahen sie nervös aus. Natürlich waren sie keine Menschen, und aus diesem Grund erschien ihr Verhalten bisweilen seltsam.

Jasnah hätte sich zwar gern mit ihnen unterhalten, doch ihre Verabredung würde nicht auf sie warten. Sie hatte dieses Treffen absichtlich mitten in die Zeit des Festes gelegt, denn nun waren die meisten Anwesenden abgelenkt und betrunken. Jasnah ging auf die Tür zu, dann aber hielt sie doch inne.

Ihr eigener Schatten wies in die falsche Richtung.

Der stickige, laute Raum schien plötzlich in die Ferne zu weichen. Der Großprinz Sadeas schritt mitten durch den Schatten, der deutlich auf die Kugellampe an der Wand zeigte. Sadeas war so mit seinem Gefährten ins Gespräch vertieft, dass er es gar nicht bemerkte. Jasnah starrte den Schatten an; ihre Haut wurde feucht, ihr Magen krampfte sich zusammen – genauso fühlte sie sich, wenn sie sich übergeben musste. *Nicht schon wieder.* Sie suchte nach einer weiteren Lichtquelle. Nach einem Grund. Konnte sie einen Grund finden? Nein.

Träge floss der Schatten zu ihr zurück, quoll auf ihre Füße zu und erstreckte sich dann in die entgegengesetzte Richtung. Ihre Anspannung ließ nach. Hatte es sonst noch jemand gesehen?

Als sie sich in dem Raum umschaute, bemerkte sie zum Glück keine entsetzten Blicke. Die allgemeine Aufmerksamkeit war nun auf die Parschendi-Trommler gerichtet, die durch die Tür hereinkamen und sich aufstellten. Jasnah runzelte die Stirn, als sie einen Nicht-Parschendi-Diener in weißer Kleidung erkannte, der ihnen half. Ein Schin? Das war ungewöhnlich.

Jasnah riss sich zusammen. Was bedeuteten diese Vorfälle? In den abergläubischen Märchen, die sie gelesen hatte, hieß es, dass ungehorsame Schatten auf einen Fluch hinwiesen. Für gewöhnlich tat sie so etwas zwar als Unsinn ab, aber *einige* abergläubische Vorstellungen gründeten sich durchaus auf Tatsachen. Ihre Erfahrungen bewiesen das. Doch sie würde weitere Nachforschungen anstellen müssen.

Diese ruhigen, gelehrten Gedanken kamen ihr angesichts ihrer kalten, feuchten Haut und dem Schweiß, der ihr am Nacken herunterrann, wie eine Lüge vor. Aber es war wichtig, in jeder Lage vernünftig zu bleiben – und nicht nur dann, wenn man sich in einer ausgeglichenen Gemütsverfassung befand. Sie zwang sich, durch die Tür zu schreiten. Damit ließ sie den stickigen und feuchten Raum hinter sich und trat in einen stillen Korridor. Sie hatte den Hinterausgang gewählt, der für gewöhnlich nur von den Dienstboten benutzt wurde. Es war der kürzeste Weg.

Hier huschten Diener in Schwarz und Weiß umher, die sich auf Botengängen für ihre Hellherren und Damen befanden. Das hatte sie zwar schon erwartet, aber sie hatte nicht vermutet, plötzlich ihren *Vater* in einiger Entfernung vor sich zu sehen, der sich in einem leisen Gespräch mit Hellherr Meridas Amaram befand. Was tat der König hier?

Gavilar Kholin war kleiner als Amaram, doch dieser stand geneigt vor dem König. Dies war in Gavilars Gegenwart üblich, denn er sprach gewöhnlich mit einer solch leisen Eindringlichkeit, dass man sich zu ihm herunterbeugen musste, wollte man jedes Wort und jede Nebenbedeutung verstehen. Im Ge-

gensatz zu seinem Bruder war er ein schöner Mann; sein Bart hob das starke Kinn eher hervor, als dass er es verbarg. Er besaß eine Anziehungskraft und Eindringlichkeit, die nach Jasnahs Meinung noch kein einziger Biograf korrekt wiedergegeben hatte.

Hinter den beiden Männern ragte Tearim auf, der Hauptmann der königlichen Wache. Er trug Gavilars Splitterpanzer, denn der König legte diesen in letzter Zeit nicht mehr an. Stattdessen hatte er ihn Tearim gegeben, der als einer der besten Duellanten der Welt bekannt war. Gavilar hingegen trug eine Robe in majestätischem, geradezu klassischem Stil.

Jasnah warf einen Blick zur Festhalle zurück. Wann hatte sich ihr Vater hierher geschlichen? *Das war doch nachlässig*, schalt sie sich. *Du hättest überprüfen müssen, ob er noch in der Halle ist, bevor du gegangen bist.*

Nun legte er die Hand auf Amarams Schulter, hob den Finger und sprach zwar harsch, aber leise. Jasnah konnte seine Worte nicht verstehen.

»Vater?«, fragte sie.

Er warf einen Blick zu ihr hinüber. »Ah, Jasnah. Ziehst du dich schon so früh zurück?«

»Es ist nicht mehr früh«, sagte Jasnah und schritt auf ihn zu. Es erschien ihr offensichtlich, dass Gavilar und Amaram einen abgeschiedenen Ort für ihr Gespräch gesucht hatten. »Das ist der unangenehmste Teil des Festes, wenn die Gespräche lauter, aber nicht gescheiter werden und die ganze Gesellschaft betrunken ist.«

»Viele Menschen halten gerade das für angenehm.«

»Leider sind viele Menschen Schwachköpfe.«

Ihr Vater lächelte. »Ist es sehr schwer für dich?«, fragte er sanft. »Mit uns anderen zu leben und unsere durchschnittliche Klugheit und unsere einfachen Gedanken ertragen zu müssen? Macht dich dein einzigartiger Scharfsinn einsam, Jasnah?«

Sie errötete, da sie die Frage als Tadel auffasste, und so war sie auch gemeint. Nicht einmal ihre Mutter Navani war in der Lage, eine solche Reaktion bei ihr hervorzurufen.

»Vielleicht würdest du diese Feste eher genießen, wenn du angenehme Freunde fändest«, sagte Gavilar. Sein Blick fiel wieder auf Amaram, den er schon lange als möglichen Partner für Jasnah erachtete.

Aber das würde nie geschehen. Amaram sah sie an, murmelte ihrem Vater einige Abschiedsworte zu und hastete den Korridor entlang.

»Welchen Auftrag hast du ihm gegeben?«, fragte Jasnah. »Worum geht es dir heute Nacht, Vater?«

»Natürlich um das Abkommen.«

Das Abkommen. Warum war es ihm so wichtig? Ihm war geraten worden, die Parschendi entweder gar nicht zu beachten oder ihr Land zu erobern. Aber Gavilar beharrte auf einer friedlichen Lösung.

»Ich sollte mich zum Fest zurückbegeben«, sagte Gavilar und gab Tearim ein Zeichen. Die beiden gingen durch den Korridor auf die Tür zu, durch die Jasnah vorhin geschritten war.

»Vater?«, fragte Jasnah. »Was verschweigst du mir?«

Er warf einen Blick zurück zu ihr und hielt inne. Seine Augen waren blassgrün – ein Zeichen seiner guten Herkunft. Seit wann war er so mitfühlend? Bei allen Stürmen ... sie hatte das Gefühl, dass sie diesen Mann kaum mehr kannte. In erstaunlich kurzer Zeit war eine beachtliche Verwandlung mit ihm vorgegangen.

Die Art, wie er sie ansah, erweckte bei ihr das Gefühl, dass er ihr nicht vertraute. Wusste er von ihrem Treffen mit Liss?

Er drehte sich um, ohne noch ein Wort zu sagen, und begab sich zu den Feiernden zurück. Sein Wächter folgte ihm.

*Was geht in diesem Palast vor?*, dachte Jasnah und holte tief Luft. Sie würde sich darum kümmern müssen. Hoffentlich hatte er nichts über ihre Treffen mit gedungenen Mördern heraus-



gefunden – aber wenn er doch etwas darüber wusste, dann würde sie auch damit umgehen können. Sicherlich verstünde er, dass jemand über die Familie wachen musste, da er selbst immer stärker von seiner Begeisterung für die Parschendi verzehrt wurde. Jasnah drehte sich um und setzte ihren Weg fort. Dabei kam sie an einem Diener vorbei, der sich vor ihr verneigte.

Nachdem sie einige Zeit durch die Korridore geschritten war, bemerkte Jasnah, dass sich ihr Schatten wieder merkwürdig verhielt. Sie seufzte verärgert, als er auf die drei Sturmlicht-Lampen an den Wänden zulief. Zum Glück hatte sie nun die belebteren Bereiche des Korridors hinter sich gelassen. Keine Diener waren mehr zu sehen.

»In Ordnung«, sagte sie giftig. »Nun reicht es.«

Sie hatte nicht laut sprechen wollen. Doch als ihr die Worte von den Lippen schlüpfen, regten sich einige ferne Schatten, die aus einer Kreuzung des Ganges vor ihr flossen, und wurden lebendig. Sie hielt den Atem an. Die Schatten wurden länger und tiefer. Gestalten wuchsen in ihnen und erhoben sich.

*Sturmwater, ich werde verrückt.*

Einer der Schatten bildete die Form eines nachtschwarzen Mannes aus, doch dann waren gewisse Widerspiegelungen auf ihm zu erkennen, als wenn er aus Öl bestünde. Nein ... aus einer anderen Flüssigkeit mit einem Überzug aus Öl, der ihm eine dunkle, prismatische Qualität verlieh.

Er schritt auf sie zu und zog ein Schwert aus der Scheide.

Eine kalte und unnachgiebige Logik lenkte Jasnah von nun an. Wenn sie um Hilfe rief, würde diese nicht rechtzeitig eintreffen, und die tintenartige Geschmeidigkeit der Kreatur verriet eine Schnelligkeit, die die ihre weit übertreffen musste.

Sie blieb stehen und begegnete dem starren Blick des Wesens, worauf dieses zögerte. Hinter ihm hatten sich einige andere Kreaturen aus der Finsternis materialisiert. Diese Blicke hatte sie während der letzten Monate oft auf sich ruhen gespürt.

Nun war der gesamte Gang verdunkelt, als würde er allmählich in lichtlosen Tiefen versinken. Mit rasendem Herzen und schnellen Atemzügen hob Jasnah die Hand und legte sie auf die Granitwand neben sich, weil sie etwas Festes spüren wollte. Ihre Finger sanken ein wenig in den Stein ein, als wäre die Wand zu Schlamm geworden.

Oh, bei allen Stürmen! Sie musste etwas unternehmen. Aber was? Was konnte sie denn tun?

Die Gestalt vor ihr warf einen raschen Blick auf die Wand. Die Lampe, der sich Jasnah am nächsten befand, erlosch. Und dann ...

Dann löste sich der Palast auf.

Das gesamte Gebäude zerfiel zu Tausenden und Abertausenden kleiner Glaskugeln, die wie Perlen aussahen. Jasnah schrie auf, als sie rücklings durch einen dunklen Himmel stürzte. Sie befand sich nicht länger im Palast; sie musste irgendwo anders sein - in einem anderen Land, in einer anderen Zeit, in einem anderen ... *Etwas*.

Sie sah nur noch die dunkle, glänzende Gestalt, die vor ihr in der Luft schwebte und nun zufrieden zu sein schien, denn sie steckte ihr Schwert in die Scheide zurück.

Jasnah fiel in etwas hinein - in einen Ozean aus Glasperlen. Zahllose andere regneten auf sie herab und versanken klickend wie bei einem Hagelsturm in dem seltsamen Meer. Sie hatte diesen Ort nie zuvor gesehen; sie konnte auch nicht erklären, was da geschehen war oder was diese Geschehnisse bedeuteten. Sie schlug einfach um sich, während sie versank; was eine Unendlichkeit zu dauern schien. Glasperlen an allen Seiten. Hinter ihnen konnte sie nichts mehr erkennen; sie spürte nur noch, wie sie durch diese brodelnde, erstickende, klirrende Masse immer tiefer sank.

Sie würde sterben. Sie würde ihre Arbeit unbeendet und ihre Familie schutzlos zurücklassen!

Also würde sie nie die Antworten erfahren.

*Nein.*

Jasnah schlug in der Finsternis um sich; Perlen rollten über ihre Haut, gelangten in ihre Kleidung, arbeiteten sich bis in die Nase vor, als Jasnah zu schwimmen versuchte. Doch es war sinnlos. Sie konnte sich in dieser Masse nicht halten. Sie hob die Hand vor den Mund und versuchte eine Luftblase zu bilden, um atmen zu können. Tatsächlich gelang es ihr auch für kurze Zeit, doch dann rollten die Perlen um ihre Hand herum und drangen zwischen den Fingern hindurch. Sie sank wieder, nun langsamer, wie durch eine zähe Flüssigkeit.

Jede Perle, die sie berührte, verschaffte ihr einen schwachen Eindruck von ... gewissen Dingen. Einer Tür. Einem Tisch. Einem Schuh.

Die Perlen fanden ihren Weg in Jasnahs Mund. Sie schienen sich aus eigenem Antrieb zu bewegen. Sie würden Jasnah erstickten, würden sie vernichten. Nein ... nein, eher schienen sie von Jasnah *angezogen* zu werden. Ihr kam etwas in den Sinn – es war kein deutlicher Gedanke, sondern vielmehr ... ein Gefühl. Die Perlen wollten etwas von ihr.

Sie nahm eine und hielt sie in der Hand; nun hatte sie den Eindruck eines Bechers. Sie ... verlieh der Perle etwas? Die anderen Perlen um sie herum zogen sich zusammen, verbanden sich miteinander wie Steine, die durch Mörtel miteinander verklebt wurden. Schon im nächsten Augenblick fiel Jasnah nicht mehr durch einzelne Perlen, sondern durch gewaltige Massen von ihnen, die zu einer bestimmten Gestalt zusammengeklebt waren ...

Zu einem Becher.

Jede Perle war ein Muster und eine Anleitung für die anderen.

Jasnah ließ die Perle los, die sie in der Hand gehalten hatte, und die Perlen um sie herum fielen auseinander. Sie geriet ins Taumeln und griff verzweifelt um sich, als ihr die Luft ausging. Sie brauchte etwas, das sie benutzen konnte – etwas, das

ihr zu helfen vermochte. Sie brauchte eine Überlebenschmöglichkeit! Verzweifelt schwang sie die Arme und berührte dabei so viele Perlen wie möglich.

Ein Silberteller.

Ein Mantel.

Eine Statue.

Eine Laterne.

Und dann – etwas Uraltes.

Etwas Gewichtiges und Schwerfälliges, aber irgendwie auch *Starkes*. Der Palast selbst. Wild entschlossen ergriff Jasnah diese eine Perle und zwang ihre eigene Kraft hinein. Ihre Gedanken verschwammen; sie gab der Perle alles, was sie hatte, und dann befahl sie ihr, sich zu erheben.

Die Perlen regten sich.

Ein lautes Knacken und Klirren und Rasseln und Klappern ertönte, als sich die Perlen miteinander verbanden. Fast war es wie das Anbränden des Meeres am Ufer. Jasnah stieg aus den Tiefen auf; etwas Festes bewegte sich unter ihr und gehorchte ihrem Befehl. Perlen bedeckten Kopf, Arme, Schultern, bis Jasnah schließlich an die Oberfläche des Meeres aus Glas schoss und dabei eine wahre Gischt aus Perlen in einen dunklen Himmel schleuderte.

Sie kniete auf einer Plattform aus Glas, die aus kleinen, miteinander verbundenen Perlen bestand. Während sie die Hände nach oben ausgestreckt hielt, umfasste sie die eine Perle, die ihr Führer war. Andere rollten um sie herum, bildeten sich zu einem Korridor mit Lampen an den Wänden und einer Kreuzung vor ihr aus. Es sah natürlich nicht *richtig* aus – alles bestand aus Perlen. Aber immerhin, es war eine Annäherung.

Sie war nicht stark genug, den gesamten Palast nachzubilden, sondern erschuf nur diesen Korridor, ohne Decke. Doch der Boden trug sie und bewahrte sie vor dem Versinken. Mit einem Ächzen öffnete sie den Mund; Perlen fielen herunter und klirrten auf den Boden. Dann hustete sie, atmete die süße

Luft ein; Schweiß tropfte an ihren Wangen herab und sammelte sich am Kinn.

Vor ihr trat die dunkle Gestalt auf die Plattform. Wieder zog sie ihr Schwert aus der Scheide.

Jasnah hielt eine zweite Perle hoch; es war die Statue, die sie vorhin gespürt hatte. Jasnah verlieh ihr Kraft, und weitere Perlen sammelten sich vor ihr und nahmen die Gestalt einer der Statuen an, die die Vorderseite der Festhalle säumten. Es war die Statue von Talenelat'Elin, dem Herold des Krieges – das war ein großer, muskulöser Mann mit einem mächtigen Splitterschwert.

Die Statue war nicht lebendig, aber Jasnah steuerte sie und senkte ihr Perlenschwert. Sie bezweifelte, dass dieses Abbild zu kämpfen verstand. Runde Perlen vermochten kein scharfes Schwert zu bilden. Aber die Drohgebärde führte dazu, dass die dunkle Gestalt zögerte.

Jasnah biss die Zähne zusammen, stemmte sich auf die Beine; Perlen strömten aus ihrer Kleidung. Sie würde vor diesem da *nicht* niederknien, was immer es auch sein mochte. Sie trat neben die Perlenstatue und bemerkte zum ersten Mal die seltsamen Wolken über ihr. Sie bildeten ein schmales Band, das so gerade und lang war wie eine Straße, die in den Horizont wies.

Dem Blick der Ölgestalt hielt sie stand. Das Wesen betrachtete sie einen Moment lang, hob dann zwei Finger an die Stirn und verneigte sich wie in tiefem Respekt. Ein Umhang bauschte sich hinter ihm auf. Andere hatten sich dahinter versammelt, wandten sich einander zu und tauschten geflüsterte Worte.

Die Perlen verblassten, und Jasnah fand sich im Korridor des Palastes wieder. Es war der wirkliche Palast, erbaut aus richtigem Stein. Aber es war dunkel geworden. Das Sturmlicht in den Leuchtern an den Wänden war erloschen. Nur aus den Tiefen des Korridors drang ein wenig Licht herbei.

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und atmete tief durch. *Ich muss diese Erfahrung aufschreiben*, dachte sie.

Das würde sie tun und das Geschehene dann analysieren und überdenken. Doch jetzt wollte sie erst einmal von diesem Ort verschwinden. Sie eilte davon, ohne auf die Richtung zu achten, und versuchte den Blicken zu entkommen, die sie noch immer auf sich ruhen spürte.

Es gelang ihr nicht.

Schließlich riss sie sich zusammen und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. *Schadesmar*, dachte sie. *So heißt dieser Ort in den Ammenmärchen*. Schadesmar, das mythologische Reich der Sprengsel. An diese Mythologie hatte sie allerdings nie geglaubt. Sicherlich würde sie etwas darüber finden, wenn sie die Berichte aufmerksam genug las. Fast alles, was jetzt geschah, war schon einmal geschehen. Das war die große Lehre, die aus der Geschichte zu ziehen war, und ...

Bei allen Stürmen, ihre Verabredung!

Sie verfluchte sich selbst und eilte weiter. Das soeben Erlebte lenkte sie zwar noch immer stark ab, aber sie musste dieses Treffen unbedingt einhalten. Also stieg sie zwei Stockwerke nach unten und entfernte sich immer weiter vom Lärm der Parschendi-Trommeln, bis sie nur noch die heftigsten Schläge hören konnte.

Die Komplexität dieser Musik hatte sie schon immer verblüfft. Daraus folgte der Schluss, dass die Parschendi gar nicht jene unkultivierten Wilden waren, für die sie von den meisten gehalten wurden. Aus dieser großen Entfernung klang die Musik auf beunruhigende Weise wie das Klirren und Prasseln der Perlen an jenem dunklen Ort, den sie soeben verlassen hatte.

Diesen abgelegenen Teil des Palastes hatte sie absichtlich für ihre Zusammenkunft mit Liss ausgewählt. Niemand suchte je die Gästezimmer auf, die sich hier befanden. Vor der Tür zu ihnen stand ein Mann, den Jasnah nicht kannte. Das verschaffte ihr ein Gefühl der Erleichterung. Sicherlich war dieser Mann Liss' neuer Diener, und seine Anwesenheit bedeutete, dass Liss trotz Jasnahs Verspätung noch immer hier war.

Sie fasste sich, nickte dem Wächter zu – einem Veden-Untier, dessen Bart rot gesprenkelt war – und drückte die Tür auf.

Liss erhob sich von dem Tisch des kleinen Zimmers. Sie trug das Kleid einer Magd – natürlich tief ausgeschnitten – und hätte für eine Alethi gehalten werden können. Oder für eine Veden. Oder eine Bav. Es hing ganz davon ab, welchen Teil ihres Akzents sie hervorzuheben beliebte. Sie hatte lange dunkle Haare, die sie offen trug, und ihre überaus anziehende Figur wies an allen Stellen die passenden Rundungen auf.

»Ihr kommt spät, Hellheit«, sagte Liss.

Darauf antwortete Jasnah nichts. Sie war hier die Auftraggeberin und hatte es keineswegs nötig, sich zu entschuldigen. Stattdessen legte sie etwas auf den Tisch neben Liss. Es war ein kleiner Umschlag, mit Rüsselkäferwachs gesiegelt.

Jasnah ließ zwei Finger darauf liegen und überlegte noch.

Nein. Das war zu dreist. Sie wusste nicht, ob ihrem Vater klar war, was sie hier tat, aber auch wenn dem nicht so sein sollte, geschah zu vieles Unvorhersehbare in diesem Palast. Sie musste sich zuerst vollkommen sicher sein, bevor sie den Auftrag zu einem Attentat gab.

Glücklicherweise hatte sie einen Ersatzplan vorbereitet. Sie holte einen zweiten Umschlag aus einer Tasche im Innern ihres Ärmels und legte ihn statt des ersten auf den Tisch. Dann nahm sie die Finger davon, umrundete den Tisch und ließ sich nieder.

Liss setzte sich ebenfalls wieder hin und ließ den Brief im Ausschnitt ihres Kleides verschwinden. »Eine seltsame Nacht, Hellheit, um Hochverrat zu begehen«, sagte die Frau.

»Ich will dich nur zur Beobachtung einstellen.«

»Verzeihung, Hellheit, aber für gewöhnlich beauftragt man einen Attentäter doch nicht nur damit, jemanden oder etwas zu beobachten.«

»Deine Anweisungen befinden sich in diesem Umschlag«, sagte Jasnah. »Zusammen mit dem ersten Teil der Bezahlung. Ich

habe dich ausgewählt, weil du eine Expertin für länger andauernde Beobachtungen bist. Genau das ist es, was ich brauche. Fürs Erste.«

Liss lächelte und nickte. »Ich soll die Frau des Thronerben bespitzeln? Das wird aber sehr teuer werden. Seid Ihr sicher, dass Ihr sie nicht einfach tot sehen wollt?«

Jasnah klopfte mit den Fingern auf die Tischplatte und erkannte bald, dass sie es im Einklang mit den Trommeln über sich tat. Die Musik war so unerwartet komplex – wie die Parschendi selbst.

*Zu vieles geschieht, dachte sie. Ich muss sehr vorsichtig sein. Und möglichst feinfühlig vorgehen.*

»Die Kosten nehme ich hin«, erwiderte Jasnah. »Ich werde dafür sorgen, dass in einer Woche eine der Zofen meiner Schwägerin entlassen wird. Du wirst dich um diese Stellung bewerben, indem du gefälschte Empfehlungsschreiben benutzt, die du gewiss selbst herstellen kannst. Man wird dich einstellen.

Aus dieser Position heraus wirst du beobachten und Bericht erstatten. Ich werde dir rechtzeitig mitteilen, ob auch deine anderen Dienste erfordert werden oder nicht. Du handelst nur, wenn ich es dir sage. Verstanden?«

»Ihr seid diejenige, die bezahlt«, sagte Liss. Nun klang ein schwacher Bav-Akzent durch.

Das bedeutete, dass sie Jasnah diesen Akzent hören lassen wollte. Liss war die erfahrenste Attentäterin, die Jasnah kannte. Man nannte sie auch das Weinen, da sie ihren Opfern die Augen austach. Selbst wenn sie diesen Spitznamen nicht geprägt hatte, leistete er ihr gute Dienste, da sie Geheimnisse zu verbergen hatte. Eines davon war die Tatsache, dass das Weinen eine Frau war.

Es hieß, das Weinen steche die Augen aus, weil es damit verdeutlichen wolle, dass ihm gleichgültig sei, ob seine Opfer helle oder dunkle Augen haben. In Wirklichkeit verbarg diese Handlung jedoch ein zweites Geheimnis. Niemand sollte wissen, dass



die Art und Weise, auf die sie tötete, die Leiche mit verbrannten Augenhöhlen zurückließ.

»Dann ist dieses Treffen hiermit beendet«, sagte Liss und stand auf.

Jasnah nickte geistesabwesend und war in Gedanken schon wieder bei ihrem bizarren Erlebnis mit den Sprengseln von vorhin. Diese glitzernde Haut und die Farben, die auf einer Oberfläche wie aus Teer geschillert hatten ...

Sie zwang sich, nicht mehr an jenen Augenblick zu denken. Sie musste ihre ganze Aufmerksamkeit dem widmen, was sich da vor ihr befand. Und fürs Erste war das Liss.

Diese blieb zögernd an der Tür stehen. »Wisst Ihr, warum ich Euch mag, Hellheit?«

»Ich vermute, es hat etwas mit meinen Taschen und ihrer sprichwörtlichen Tiefe zu tun.«

Liss lächelte. »Ich will nicht abstreiten, dass dies ein guter Grund ist, aber Ihr seid auch anders als die übrigen Hellaugen. Wenn ich von ihnen beauftragt werde, rümpfen sie die Nase über die ganze Angelegenheit. Sie wollen sich unbedingt meiner Dienste vergewissern, aber dann höhnen sie und ringen die Hände, als würden sie gezwungen werden, etwas ganz und gar Abscheuliches zu tun.«

»Ein Attentat *ist* auch etwas Abscheuliches, Liss. Ebenso wie das Säubern von Nachttöpfen. Ich kann denjenigen respektieren, der eine solche Arbeit tut, ohne die Arbeit selbst zu bewundern.«

Liss grinste und öffnete die Tür einen Spaltbreit.

»Dieser neue Diener da draußen vor der Tür ...«, bemerkte Jasnah. »Hattest du nicht gesagt, dass du ihn nicht mehr hierher mitbringen wolltest?«

»Talak?«, fragte Liss und warf einen Blick auf den Veden. »Oh, Ihr meint den *anderen*. Hellheit, ich habe ihn schon vor ein paar Wochen an einen Sklavenhändler verkauft.«

»Wirklich? Ich dachte, er sei der beste Diener gewesen, den du je hattest.«

»Er war einfach zu gut«, sagte Liss. »Belassen wir es dabei. Dieser Schin-Knabe wurde allmählich unheimlich.« Liss erzitterte sichtlich und huschte dann durch die Tür.

»Denk an unsere erste Übereinkunft«, rief ihr Jasnah nach.

»Ich habe sie jederzeit im Hinterkopf, Hellheit.« Liss schloss die Tür.

Jasnah setzte sich wieder und faltete die Hände im Schoß. Ihre »erste Übereinkunft« bestand darin, dass Liss sofort zu Jasnah kommen sollte, falls ihr jemand anbot, eines von Jasnahs Familienmitgliedern zu töten. In diesem Fall würde ihr Jasnah dieselbe Summe für den Namen des Auftraggebers zahlen.

Liss wäre bereit, es zu tun. Vermutlich. Genau wie das übrige Dutzend Attentäter, mit denen Jasnah Umgang pflegte. Ein Stammkunde war wertvoller als ein einmaliger Kontrakt, und es lag im Interesse einer Frau wie Liss, einen guten Freund in der Regierung zu haben. Jasnahs Familie war vor solchen gedungenen Mördern in Sicherheit – es sei denn, sie selbst gab einen Mordauftrag.

Jasnah stieß einen tiefen Seufzer aus, dann erhob sie sich und versuchte das Gewicht abzuschütteln, das auf ihr zu lasten schien.

*Halt. Hat Liss wirklich gesagt, ihr alter Diener sei ein Schin gewesen?*

Das war vermutlich bloßer Zufall. Schin waren im Osten selten anzutreffen, aber gelegentlich sah man sie schon. Doch jetzt hatte Liss einen Schin erwähnt, und Jasnah hatte einen unter den Parschendi gesehen ... nun, es konnte wohl nicht schaden, ein paar Nachforschungen anzustellen, selbst wenn das bedeutete, zum Fest zurückkehren zu müssen. Irgendetwas stimmte nicht in dieser Nacht, und das lag bestimmt nicht nur an den Schatten und den Sprengseln.

Jasnah verließ die kleine Kammer in den Eingeweiden des Palastes und trat auf den Gang hinaus. Sie richtete ihre Schritte wieder nach oben. Über ihr verstummten die Trommeln plötz-

lich wie ein Instrument, dessen Saiten durchtrennt worden waren. Endete das Fest so früh? Dalinar hatte doch wohl nicht die Feiernden beleidigt, oder? Dieser Mann und sein Wein ...

Nun, die Parschendi hatten seine Beleidigungen in der Vergangenheit stets ignoriert und würden es wohl auch in Zukunft tun. Eigentlich war Jasnah sogar sehr froh über die plötzliche Begeisterung ihres Vaters für dieses Abkommen. Es bedeutete, dass sie die Gelegenheit haben würde, die Traditionen und die Geschichte der Parschendi nach ihrem Belieben zu studieren.

*Könnte es sein, fragte sie sich, dass die Gelehrten all die Jahre in den falschen Ruinen gesucht haben?*

Worte hallten im Gang wider; sie kamen aus weiter Entfernung – vor ihr. »Ich mache mir Sorgen um Asch.«

»Du machst dir um alles Sorgen.«

Jasnah hielt im Korridor inne.

»Es geht ihr immer schlechter«, fuhr die Stimme fort. »Es sollte uns aber nicht andauernd schlechter gehen. Geht es mir schlechter? Ich glaube, ich fühle mich zumindest schlechter.«

»Halt den Mund.«

»Das gefällt mir gar nicht. Was wir getan haben, ist doch falsch gewesen. Diese Kreatur trägt die Klinge meines eigenen Herrn. Wir hätten ihr nicht erlauben dürfen, sie zu behalten. Sie ...«

Die beiden schritten über die Kreuzung der Gänge vor Jasnah hinweg. Es waren Botschafter aus dem Westen; einer von ihnen war der Azisch-Mann mit dem weißen Muttermal an der Wange. Oder war es eine Narbe? Der kleinere der beiden – er könnte ein Alethi sein – verstummte, als er Jasnah bemerkte. Er stieß ein Quicken aus und eilte weiter.

Der Azisch hingegen, der in Schwarz und Silber gekleidet war, blieb stehen und sah sie von oben bis unten an. Er runzelte die Stirn.

»Ist das Fest schon vorbei?«, fragte Jasnah. Ihr Bruder hatte diese beiden Männer zusammen mit jedem anderen ausländischen Würdenträger in Kholinar eingeladen.

»Ja«, sagte der Mann.

Sein starrer Blick war ihr unangenehm. Dennoch ging sie weiter auf ihn zu. *Ich sollte mir diese beiden näher ansehen*, dachte sie. Natürlich hatte sie bereits ihre Herkunft untersucht, dabei aber nichts Wichtiges festgestellt. Hatten sie denn über eine Splitterklinge gesprochen?

»Komm schon!«, rief der kleinere Mann, der zurückgekommen war und den größeren am Ärmel packte.

Er ließ es zu, dass er weggeführt wurde. Jasnah ging weiter bis zur Kreuzung der beiden Gänge und sah den Männern nach.

Wo vorher Trommeln zu hören gewesen waren, ertönten nun plötzlich Schreie.

*O nein ...*

Entsetzt drehte Jasnah sich um, raffte den Rock und rannte so schnell sie konnte.

Ein Dutzend verschiedener Katastrophen schoss ihr durch den Kopf. Was sonst hätte in dieser Nacht passieren können, in der sich die Schatten erhoben und ihr Vater sie mit Misstrauen bedachte? Mit angespannten Nerven erreichte sie die Treppe und lief nach oben.

Es dauerte viel zu lange. Sie hörte die Schreie, während sie die Stufen hochrannte, und endlich drang sie bis zum Chaos vor. Tote Körper in der einen Richtung, eine durchbrochene Wand in der anderen. Wie ...

Der Pfad der Verwüstung führte zu den Gemächern ihres Vaters.

Der gesamte Palast erbebte, und dann ertönte ein Knirschen aus der Richtung der königlichen Zimmer.

*Nein, nein, nein!*

Während sie lief, bemerkte sie Risse in der Wand, die von einer Splitterklinge herrührten.

*Bitte.*

Leichen mit verbrannten Augen. Körper bedeckten den Boden wie weggeworfene Knochen beim Mittagstisch.

*Nicht das.*

Eine zerbrochene Tür. Die Gemächer ihres Vaters. Jasnah blieb draußen im Gang stehen und keuchte.

*Beherrscht dich, beherrscht dich ...*

Sie konnte es aber nicht. Nicht jetzt. Wie eine Rasende stürmte sie in die Zimmerflucht, obwohl sie es damit einem Splitterträger erleichterte, sie zu töten. Sie vermochte nicht mehr klar zu denken. Unbedingt sollte sie Hilfe holen. Dalinar? Sicherlich war er inzwischen völlig betrunken. Also Sadeas.

Das Zimmer wirkte, als wäre es von einem Großsturm getroffen worden. Die Möbel waren umgestürzt, und überall lagen Splitter. Die Balkontüren waren nach außen aufgebrochen worden. Jemand sprang auf sie zu, ein Mann im Splitterpanzer ihres Vaters. Tearim, der Leibwächter?

Nein. Der Helm war zerbrochen. Es war nicht Tearim, sondern Gavilar selbst. Auf dem Balkon schrie jemand.

»Vater!«, rief Jasnah.

Gavilar zögerte kurz, als er auf den Balkon trat, und drehte sich dann zu ihr um.

Der Balkon stürzte unter ihm in die Tiefe.

Jasnah kreischte auf, schoss dann quer durch das Zimmer auf den abgestürzten Balkon zu und fiel am Rand der Bruchkante auf die Knie. Der Wind zerrte einige Haarstränge aus ihrem Knoten, während sie den Sturz der beiden Männer betrachtete.

Es waren ihr Vater und der Schin in Weiß, den sie auf dem Fest bemerkt hatte.

Der Schin erglühte in einem weißen Licht. Er fiel *auf* die Mauer, rollte herum, hielt dann inne. Schließlich erhob er sich und stand irgendwie auf der äußeren Palastmauer, ohne herunterzufallen. Das widersprach jeder Logik.

Er drehte sich um und stapfte auf ihren Vater zu.

Während Jasnah ihn beobachtete, wurde ihr kalt. Sie war vollkommen hilflos, während der Mörder zu ihrem Vater ging und sich über ihn beugte.

Tränen rannen von ihren Wangen, dann fing der Wind sie auf. Was tat er da unten? Sie konnte es nicht erkennen.

Als der Attentäter fortging, ließ er den Leichnam ihres Vaters zurück. Er war auf einen Holzpfahl gespießt – also tot; seine Splitterklinge war neben ihm erschienen, wie es immer der Fall war, wenn ihr Träger starb.

»Ich habe so hart gearbeitet ...«, murmelte Jasnah benommen. »Alles, was ich getan habe, um diese Familie zu schützen ...«

Wie war das geschehen? Liss. Liss hatte das getan!

Nein. Jasnah konnte nicht mehr klar denken. Dieser Schin ... wenn es so wäre, hätte Liss doch nicht zugegeben, dass sie ihn besessen hatte. Sie hatte ihn verkauft.

»Wir sind betrübt über Euren Verlust.«

Jasnah drehte sich herum und blinzelte. Drei Parschendi, einschließlich Klade, standen in ihrer absonderlichen Kleidung in der Tür. Sowohl die Männer als auch die Frauen trugen sauber vernähte Stofftücher, Schärpen um die Hüfte, lockere Hemden ohne Ärmel, dazu seitlich offene Westen in hellen Farben. Sie unterschieden die Geschlechter nicht nach Kleidung. Jasnah glaubte aber, dass es bei ihnen Kasten gab, und ...

*Hör auf damit, schalt sie sich. Hör wenigstens einmal einen verdammten Tag lang damit auf, wie eine Gelehrte zu denken!*

»Wir übernehmen die Verantwortung für seinen Tod«, sagte das Mitglied der Parschendi, das ihr am nächsten stand. Gangnah war eine Frau, doch bei den Parschendi schienen die Geschlechtsunterschiede geringfügig zu sein. Die Kleidung verbarg Brüste und Hüften, doch beides war nie besonders stark ausgeprägt. Zum Glück war das Fehlen des Bartes ein deutliches Anzeichen für eine Frau. Alle Parschendi-Männer, die sie

je gesehen hatte, trugen Bärte, in die sie kleine Edelsteine eingewoben hatten, und ...

*HÖR AUF*

»Was sagt ihr da?«, wollte Jasnah wissen und zwang sich auf die Beine. »Warum sollte es denn eure Schuld sein, Gangnah?«

»Weil wir den Attentäter angeworben haben«, sagte die Parschendi-Frau mit ihrer stark akzentuierten Singstimme. »Wir haben deinen Vater getötet, Jasnah Kholin.«

»Ihr ...«

Plötzlich erkalteten ihre Gefühle wie ein Fluss, der im Gebirge gefriert. Jasnah sah von Gangnah zu Klade hinüber, dann zu Varnali. Sie alle waren Älteste – Mitglieder des herrschenden Rates der Parschendi.

»Warum?«, flüsterte Jasnah.

»Weil es getan werden musste«, sagte Gangnah.

»Warum?«, fragte Jasnah erneut und machte einige Schritte nach vorn. »Er hat doch für euch gekämpft! Er hat die Jäger im Zaum gehalten. Mein Vater wollte Frieden haben, ihr Ungeheuer! Warum habt ihr uns ausgerechnet jetzt verraten?«

Gangnah kniff die Lippen zusammen. Die Melodie ihrer Stimme veränderte sich. Sie wirkte nun fast wie eine Mutter, die einem kleinen Kind einen äußerst schwierigen Sachverhalt erklären will. »Weil dein Vater etwas sehr Gefährliches tun wollte.«

»Holt den Hellherrn Dalinar!«, rief eine Stimme draußen im Gang. »Bei allen Stürmen! Sind meine Befehle bis zu Elhokar gedungen? Der Kronprinz muss sofort in Sicherheit gebracht werden!« Großprinz Sadeas taumelte zusammen mit einer Gruppe von Soldaten in den Raum. Sein knolliges, gerötetes Gesicht war feucht vor Schweiß, und er trug Gavilars Kleidung – die königliche Amtsrobe. »Was machen diese Wilden her? Bei allen Stürmen! Schützt Prinzessin Jasnah. Derjenige, der das hier getan hat – er hat sich im Gefolge der Parschendi befunden!«

Die Soldaten umzingelten die Parschendi. Jasnah beachtete sie nicht weiter, sondern drehte sich um und trat wieder an die geborstene Tür. Mit der Hand stützte sie sich an der Wand ab und warf einen Blick hinunter, wo ihr Vater auf den Felsen lag; die Klinge befand sich noch immer neben ihm.

»Es wird Krieg geben«, flüsterte sie. »Und ich werde ihm nicht im Wege stehen.«

»Das ist selbstverständlich«, bemerkte Gangnah hinter ihr.

»Dieser Attentäter ...«, sagte Jasnah. »Er ist auf der Mauer gegangen.«

Darauf sagte Gangnah nichts.

Während ihre Welt zersplitterte, hielt sich Jasnah an diesem Bruchstück fest. Heute Nacht hatte sie etwas gesehen. Etwas, das nicht hätte möglich sein dürfen. Stand es in Verbindung zu den seltsamen Sprengseln? Hatte es etwas mit ihren Erfahrungen an diesem Ort der Glasperlen und des dunklen Himmels zu tun?

Diese Fragen wurden zur Rettungsschnur ihrer geistigen Gesundheit. Sadeas forderte Antworten von den Parschendi-Anführern. Er erhielt aber keine. Nachdem er neben sie getreten war und einen Blick hinabgeworfen hatte, wirbelte er herum und brüllte seinen Wachen zu, sie sollten nach unten zu dem gestürzten König laufen.

Stunden später stellte sich heraus, dass das Attentat – und die Kapitulation der drei Parschendi-Anführer – von der Flucht der übrigen Parschendi abgelenkt hatte. Sie waren rasch aus der Stadt entkommen, und die Kavallerie, die Dalinar hinter ihnen hergeschickt hatte, wurde vernichtet. Hundert Pferde, ein jedes von ihnen unendlich kostbar, waren zusammen mit ihren Reitern gestorben.

Die Parschendi-Anführer sagten nichts mehr und gaben auch keine weiteren Hinweise; sie wurden für ihr Verbrechen gehängt.

Jasnah beachtete all dies nicht. Stattdessen verhörte sie die überlebenden Wachen und erfuhr, was sie beobachtet hatten.



Sie folgte allen Spuren, die auf den mittlerweile berühmt gewordenen Attentäter hinwiesen, und entlockte auch Liss einige Neuigkeiten. Am Ende aber hatte sie dennoch fast gar nichts. Liss hatte ihn nur eine kurze Zeit besessen und behauptete, nichts von seinen seltsamen Kräften gewusst zu haben. Den vorherigen Eigentümer konnte Jasnah nicht aufspüren.

Als Nächstes kamen die Bücher an die Reihe. Sie machte einen hingebungsvollen und fieberhaften Versuch, sich von dem abzulenken, was sie verloren hatte.

In jener Nacht hatte Jasnah das Unmögliche gesehen.

Nun würde sie herausfinden müssen, was es bedeutete.

gangen hatte? Nur wenige Tage waren seit jenem Ereignis vergangen, und Schallan wusste noch immer nicht genau, wie sich ihre Beziehung zu Jasnah fortsetzen sollte.

Das Deck schwankte, als das Schiff gegen den Wind kreuzte und die gewaltigen Segel hoch droben flatterten. Schallan war gezwungen, sich mit ihrer bekleideten Schutzhand an der Reling festzuhalten. Kapitän Tozbek sagte, die See sei für diesen Teil der Meerenge von Langstirn recht ruhig. Dennoch würde sie vermutlich unter Deck gehen müssen, sollten die Wellen und das Schlingern noch schlimmer werden.

Schallan stieß die Luft aus und versuchte sich zu entspannen, als das Schiff ruhiger wurde. Eine kalte Brise blies, und Windsprengsel zischten auf unsichtbaren Luftströmungen vorbei. Immer wenn die See rau wurde, erinnerte sich Schallan an jenen Tag und das fremdartige Meer aus Glasperlen ...

Sie betrachtete wieder das, was sie gezeichnet hatte. Sie hatte nur einen kurzen Blick auf jenen Ort erhascht, und ihre Skizze war gewiss nicht vollkommen. Sie ...

Schallan runzelte die Stirn. Aus dem Papier hatte sich ein Muster erhoben, wie eine Prägung. Was hatte sie getan? Dieses Muster war fast ebenso breit wie das Blatt und bestand aus einer Reihe verwickelter Linien mit spitzen Winkeln und wiederholten Zeichen, die wie Pfeilspitzen wirkten. Kam das daher, dass sie diesen unheimlichen Ort wiederzugeben versuchte – einen Ort, von dem Jasnah sagte, er heiße Schadesmar? Zögernd bewegte Schallan ihre Freihand über die unnatürlichen Erhebungen auf dem Papier.

Das Muster *bewegte* sich und glitt durch das Papier, ganz so wie sich ein Axthundjunges unter einer Bettdecke entlangschlängelt.

Schallan stieß einen spitzen Schrei aus und sprang von ihrem Sitz hoch. Dabei ließ sie den Skizzenblock auf das Deck fallen. Die losen Seiten verteilten sich auf den Planken, wurden vom Wind erfasst und umhergewirbelt. Einige Seeleute, die sich in

der Nähe befanden – Thaylener mit langen weißen Augenbrauen, die sie hinter die Ohren zurückkämmten –, eilten ihr sofort zu Hilfe und fingen die Blätter in der Luft, bevor sie über Bord geweht wurden.

»Alles in Ordnung, junge Dame?«, fragte Tozbek, der sich in einer Unterredung mit einem seiner Maate befand und nun zu ihr herüberblickte. Der kleine, stämmige Tozbek trug eine breite Schärpe und einen Mantel aus Rot und Gold, der zu der Kappe auf seinem Kopf passte. Er hatte seine Brauen so nach oben gekämmt, dass sie wie Fächer über den Augen standen.

»Es geht mir gut, Kapitän«, sagte Schallan. »Ich hatte bloß einen Schreck bekommen.«

Yalb trat auf sie zu und hielt ihr die Blätter hin. »Eure Ausstaffage, meine Dame.«

Schallan hob eine Braue. »Ausstaffage?«

»Klar«, sagte der junge Seemann mit einem Grinsen. »Ich übe mich an ausgefallenen Wörtern. Sie helfen mir dabei, eine vernünftige weibliche Gesellschaft zu finden. Ihr wisst schon – die Art von jungen Damen, die nicht zu schlecht riechen und wenigstens noch ein paar Zähne im Mund haben.«

»Wie nett«, bemerkte Schallan und nahm die Blätter an sich. »Was natürlich von der Definition des Begriffes ›nett‹ abhängt.« Sie unterdrückte weitere spitze Bemerkungen und betrachtete misstrauisch den Stapel Papier in ihrer Hand. Das Bild, das sie von Schadesmar gezeichnet hatte, lag zwar obenauf, aber die seltsamen Prägungen waren nicht mehr zu erkennen.

»Was ist passiert?«, fragte Yalb. »Ist ein Kremling unter Euch hergekrochen oder was?« Wie gewöhnlich trug er eine an der Vorderseite offene Weste und dazu eine lockere Hose.

»Es war gar nichts«, sagte Schallan sanft und steckte die Blätter in ihre Umhängetasche.

Yalb salutierte kurz vor ihr – sie hatte keine Ahnung, warum er sich das angewöhnt hatte – und half dann den anderen Matrosen beim Spleißen der Tampen. Bald hörte sie schallendes

Gelächter von den Männern um ihn herum, und als sie zu ihm hinübersah, bemerkte sie, wie Ruhmsprengsel um seinen Kopf tanzten. Sie hatten die Gestalt kleiner Lichtkugeln angenommen. Anscheinend war er sehr stolz auf den Scherz, den er soeben gemacht hatte.

Sie lächelte. Es war wirklich eine glückliche Fügung gewesen, dass Tozbek in Kharbranth aufgehalten worden war. Sie mochte die Mannschaft und war froh, dass Jasnah sie für diese Reise ausgewählt hatte. Schallan setzte sich wieder auf die Truhe, die Kapitän Tozbek vor der Reling hatte anbinden lassen, damit sie den Blick auf das Meer genießen konnte. Natürlich musste sie sich vor der Gischt in Acht nehmen, die ihre Zeichnungen verderben konnte, aber solange das Meer nicht aufgewühlt war, war die Gelegenheit, das Wasser zu beobachten, jede Mühe wert.

Der Ausguck oberhalb der Takelage stieß plötzlich einen lauten Ruf aus. Schallan kniff die Augen zusammen und blickte in die Richtung, in die er mit dem Arm wies. Sie befanden sich in Sichtweite des Kontinents und segelten parallel zu ihm. In der letzten Nacht hatten sie gar in einem Hafen geankert, während ein gewaltiger Großsturm getobt hatte. Jeder Segler zog es vor, in der Nähe des Landes zu bleiben, denn es entsprach Selbstmord, sich auf das offene Meer hinauszuwagen, wo man jederzeit von einem Großsturm überrascht werden konnte.

Der dunkle Fleck im Norden stellte die Frostlande dar, ein kaum bewohntes Gebiet entlang des unteren Randes von Roschar. Gelegentlich erhaschte sie einen Blick auf die höheren Klippen im Süden. Dort stellte Thaylenah, das große Inselkönigreich, eine weitere Barriere dar. Die Meerenge verlief zwischen diesen beiden Ländern hindurch.

Der Ausguck hatte etwas in den Wellen nördlich des Schiffes erspäht. Es war ein auf und ab tanzender Umriss gewesen, der zunächst wie ein großer Baumstamm gewirkt hatte. Aber

er war viel länger und breiter. Schallan stand auf und kniff die Augen zusammen, als das rätselhafte Ding näher kam. Es stellte sich als eine braungrüne Kuppelmuschel heraus, die ungefähr so groß wie drei aneinandergebundene Ruderboote war. Als sie daran vorbeifuhren, schwamm die Muschel längsseits, und irgendwie gelang es ihr, mit dem Schiff mitzuhalten, während sie selbst ungefähr sechs oder acht Fuß aus dem Wasser ragte.

Ein Santhid! Schallan beugte sich über die Reling und schaute hinunter, während die Matrosen aufgeregt schnatterten; einige gesellten sich neben sie und schauten ebenfalls auf das Wesen hinunter. Die Santhidyn waren so scheu und selten, dass in einigen Büchern behauptet wurde, sie seien inzwischen ausgestorben, und alle zeitgenössischen Berichte über sie seien nicht verlässlich.

»Ihr habt aber großes Glück, junge Dame«, sagte Yalb zu ihr und lachte, als er mit einem Tau an ihr vorüberging. »Wir haben schon seit Jahren keinen Santhid mehr gesehen.«

»Du siehst auch keinen«, sagte Schallan. »Du siehst nur den oberen Teil seiner Schale.« Zu ihrer Enttäuschung verbarg das Wasser alles andere – lediglich einige Schatten in den Tiefen deuteten auf lange Arme oder Fortsätze hin, die nach unten ausgestreckt waren. In vielen Geschichten wurde behauptet, diese Wesen folgten einem Schiff manchmal tagelang und warteten auf dem Meer, wenn es in einem Hafen ankerte, nur um weiter neben ihm herzuschwimmen, sobald es seine Fahrt wieder aufnahm.

»Die Schale ist alles, was man je zu sehen bekommt«, sagte Yalb. »Bei allen Leidenschaften, das ist ein gutes Zeichen!«

Schallan hielt ihre Umhängetasche fest. Sie nahm ein Erinnerungsbild von der Kreatur dort unten neben dem Schiff auf, indem sie die Augen schloss und das Bild in ihrem Kopf festhielt, um es später in einer Zeichnung genauestens wiedergeben zu können.

*Aber was willst du zeichnen?*, dachte sie. *Einen Klumpen im Wasser?*

Ein Gedanke formte sich in ihrem Kopf. Sie hatte ihn bereits laut ausgesprochen, bevor sie sich eines Besseren besinnen konnte. »Bring mir dieses Tau«, sagte sie zu Yalb gewandt.

»Hellheit?«, fragte er und blieb stehen.

»Binde das eine Ende zu einer Schlinge«, sagte sie und legte eilig ihre Tasche auf die Truhe. »Ich muss mir diesen Santhid näher ansehen. Im Meer habe ich noch niemals den Kopf unter Wasser gehalten. Behindert das Salzwasser die Sicht?«

»Unter Wasser?«, fragte Yalb mit schriller Stimme.

»Warum bindest du nicht endlich eine Schlinge?«

»Weil ich kein verdammter Narr bin! Der Kapitän wird mir den Kopf abreißen, wenn ...«

»Hol einen deiner Freunde her«, sagte sie. Ohne seinen Einwänden Beachtung zu schenken, ergriff sie das eine Ende des Taus und flocht es zu einer kleinen Schlinge. »Ihr werdet mich an der Bordwand herunterlassen, und ich werde einen Blick auf das werfen, was sich unter der Schale befindet. Ist dir bewusst, dass noch *niemand* eine Zeichnung von einem lebenden Santhid gemacht hat? All jene, die tot an den Strand gespült wurden, waren stark verwest. Und da die Seeleute es als unheilvoll betrachteten, diese Wesen zu jagen ...«

»Das ist es allerdings!«, sagte Yalb, dessen Stimme immer höher wurde. »Niemand würde jemals einen töten.«

Schallan hatte die Schlinge geflochten und eilte nun an die Bordwand. Ihr rotes Haar wurde um das Gesicht gepeitscht, während sie sich über die Reling beugte. Der Santhid war noch da. Wie machte er das? Sie konnte keine Flossen erkennen.

Sie schaute zu Yalb zurück, der noch immer das andere Ende des Taus in der Hand hielt und nun grinste. »Ah, Hellheit, ist das die Strafe für das, was ich zu Beznak über Eure Hinterseite gesagt habe? Das ist doch nur ein Scherz gewesen, und nun treibt Ihr Eure Scherze mit mir! Ich ...« Er verstummte, als

er ihr in die Augen sah. »Bei allen Stürmen, Ihr meint es wirklich ernst!«

»Eine andere Gelegenheit wird es nicht geben. Naladan hat den größten Teil seines Lebens dazu benutzt, diesen Wesen nachzujagen, und er hat nie auch nur einen eingehenden Blick auf eines erhaschen können.«

»Das ist doch Wahnsinn!«

»Nein, das ist Wissenschaft! Ich weiß nicht, ob ich unter Wasser sehen kann, aber ich muss es wenigstens versuchen.«

Yalb seufzte. »Wir haben Masken. Sie bestehen aus Schildpatt mit Glas in den ausgeschnittenen Löchern an der Vorderseite und Blasen am Rand, die das Wasser fernhalten. Wenn ihr eine anlegt, könnt Ihr den Kopf unter Wasser halten und trotzdem gut sehen. Wir benutzen sie, um den Schiffsrumpf im Dock zu überprüfen.«

»Wunderbar!«

»Natürlich müsste ich zuerst die Erlaubnis des Kapitäns einholen ...«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Keine Ausflüchte! Hol die Erlaubnis.« Es war ohnehin unwahrscheinlich, dass sie ihren Plan in die Tat umsetzen konnte, ohne dass der Kapitän davon erfuhr.

Yalb grinste. »Was ist bloß in Kharbranth mit Euch passiert? Auf Eurer ersten Reise mit uns wart Ihr noch so furchtsam und habt den Eindruck erweckt, Ihr würdet schon bei dem bloßen Gedanken, Eure Heimat zu verlassen, ohnmächtig werden.«

Schallan zögerte, dann stellte sie fest, dass sie errötete. »Es ist ein wenig tollkühn, nicht wahr?«

»Sich von einem fahrenden Schiff abzuseilen und dann den Kopf unter Wasser zu stecken?«, fragte Yalb. »Ja. Ein wenig.«

»Glaubst du ... wir könnten das Schiff anhalten?«

Yalb lachte, aber dann lief er doch zum Kapitän; offensichtlich sah er ihre Bitte als ein Anzeichen dafür an, dass sie fest

entschlossen war, ihren Plan in die Tat umzusetzen. Und das war sie auch.

*Was ist mit mir passiert?*, fragte sie sich.

Die Antwort war einfach. Sie hatte alles verloren. Sie hatte Jasnah Kholin, eine der mächtigsten Frauen der Welt, bestohlen und sich dabei nicht nur ihrer Gelegenheit beraubt, Studien zu betreiben, wie sie es sich immer erträumt hatte, sondern sie hatte noch dazu ihre Brüder und ihr Haus dem Untergang geweiht. Sie hatte vollständig und auf ganzer Linie versagt.

Aber sie hatte es durchgeführt.

Sie war dabei nicht ungeschoren davongekommen. Ihre Glaubwürdigkeit bei Jasnah hatte großen Schaden gelitten, und sie hatte unter dem Gefühl gelitten, ihre eigene Familie verraten zu haben. Aber die Erfahrungen, die sie gemacht hatte, indem sie Jasnahs Seelengießler gestohlen hatte – der sich jedoch als Fälschung herausgestellt hatte – und beinahe von einem Mann getötet worden wäre, von dem sie geglaubt hatte, dass er sich in sie verliebt hatte ...

Nun besaß sie eine genauere Vorstellung davon, wie schlimm die Dinge werden konnten. Es war, als ob ... Früher hatte sie sich vor der Dunkelheit gefürchtet, aber nun war sie in diese hineingetreten. Sie hatte das Grauen erfahren, das dort auf sie wartete. Es war schlimm gewesen, aber jetzt kannte sie es wenigstens.

*Du hast es schon immer gekannt*, flüsterte eine Stimme tief in ihr. *Du bist mit dem Grauen aufgewachsen, Schallan. Du wolltest dich bloß nicht daran erinnern.*

»Was soll denn das?«, fragte Tozbek, als er herbeikam; seine Frau Aschlv befand sich an seiner Seite. Diese kleine Frau sprach nicht viel; sie trug einen Rock und eine Bluse aus hellem Gelb, und ein Schal bedeckte ihr gesamtes Haar bis auf die beiden weißen Brauen, die in Locken auf ihre Wangen herabfielen.



»Junge Dame«, sagte Tozbek, »Ihr wollt schwimmen gehen? Kann das nicht warten, bis wir im nächsten Hafen liegen? Ich kenne einige nette Gegenden, in denen das Wasser nicht annähernd so kalt ist.«

»Ich will nicht schwimmen«, sagte Schallan und errötete noch stärker. Was sollte sie eigentlich *anziehen*, wenn sie in Gegenwart so vieler Männer ins Wasser ging? »Ich möchte lediglich einen eingehenden Blick auf unseren Gefährten werfen.« Sie deutete auf das Meereswesen.

»Junge Dame, Ihr wisst genau, dass ich etwas so Gefährliches nicht erlauben kann. Selbst wenn wir das Schiff anhielten, bestünde noch immer die Gefahr, dass Euch das Wesen verletzt. Und was dann?«

»Es heißt, sie sind harmlos.«

»Sie sind so selten, dass wir das nicht mit Sicherheit wissen können. Außerdem gibt es in diesen Gewässern noch andere Tiere, die Euch durchaus etwas antun könnten. Es ist bekannt, dass Rotwasser hier in der Gegend jagen, und das Wasser ist möglicherweise bereits so seicht, dass auch Khornaks eine Gefahr darstellen könnten.« Tozbek schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, aber das kann ich nicht erlauben.«

Schallan biss sich auf die Lippe und bemerkte, dass ihr Herz verräterisch heftig klopfte. Sie wollte ihn weiter bedrängen, aber der entschiedene Blick in seinen Augen verunsicherte sie. »Also gut.«

Tozbek lächelte breit. »Ich werde Euch einige Muscheln im Hafen von Amydlatn zeigen, wenn wir dort ankern, junge Dame. Da gibt es eine prachtvolle Sammlung!«

Sie wusste nicht, wo das war, aber nach der durcheinanderwürfelten Ansammlung von Konsonanten zu urteilen musste es irgendwo auf der Thaylen-Seite liegen, wie die meisten Städte hier im Süden. Obwohl es in Thaylenah fast so kalt wie in den Frostlanden war, schienen die Menschen dort gern zu leben.

Natürlich waren die Thaylener allesamt ein wenig merkwürdig. Wie konnte man denn Yalb und die anderen sonst nennen, die trotz der kalten Luft keine Hemden trugen?

*Aber sie waren nicht diejenigen, die einen Tauchgang im Meer vorgeschlagen haben*, rief sich Schallan in Erinnerung. Sie blickte wieder über die Seite des Schiffes und beobachtete, wie sich die Wellen an der Schale des sanften Santhid brachen. Was war er? Eine Großschalen-Bestie, ähnlich den erschreckenden Kluffteufeln auf der Zerbrochenen Ebene? Glich er unter der Schale eher einem Fisch oder einer Schildkröte? Die Santhidyn waren so selten – und so selten von Gelehrten beobachtet worden –, dass alle Theorien, die über sie aufgestellt worden waren, einander widersprachen.

Sie seufzte, öffnete ihre Tasche und machte sich daran, die Blätter zu ordnen. Bei den meisten handelte es sich um Skizzen von Seeleuten bei verschiedenen Tätigkeiten, vornehmlich in der Takelage der gewaltigen Segel, die sich im Wind blähten. Ihr Vater hätte ihr niemals erlaubt, einen ganzen Tag lang herumzusitzen und eine Gruppe hemdloser Dunkelaugen zu beobachten. Wie sehr sich doch ihr Leben in so kurzer Zeit verändert hatte!

Sie arbeitete gerade an einer Zeichnung der Santhid-Schale, als Jasnah das Deck betrat.

Wie Schallan trug auch Jasnah eine Havah, ein Vorin-Kleid von außerordentlichem Schnitt. Der Saum befand sich in Höhe ihrer Füße und der Kragen fast unter dem Kinn. Einige der Thaylener bezeichneten diese Kleidung als prüde, wenn sie glaubten, dass niemand sie hören konnte. Schallan war jedoch anderer Ansicht. Die Havah war keineswegs prüde, sondern elegant. Die Seide schmiegte sich um den Körper, insbesondere um die Brust, und die Art und Weise, wie die Matrosen Jasnah anstarrten, deutete darauf hin, dass sie dieses Kleidungsstück durchaus nicht als unvoreilhaft erachteten.

Jasnah *war* schön. Ihre Gestalt erschien wohlgerundet und ihre Haut wirkte angenehm gebräunt. Sie hatte vollkommene

Augenbrauen, die Lippen waren dunkelrot geschminkt und die Haare zu einem feinen Zopf geflochten. Obwohl Jasnah doppelt so alt wie Schallan war, war ihre reife Schönheit noch immer bewundernswert und sogar beneidenswert. Warum musste diese Frau so ohne Makel sein?

Jasnah beachtete die Blicke der Seeleute nicht weiter. Es war keineswegs so, dass sie Männern keine Aufmerksamkeit schenkte. Jasnah bemerkte sogar alles und jeden. Es schien ihr nur eben gleichgültig zu sein, wie die Männer sie ansahen.

*Nein, das stimmt nicht*, dachte Schallan, als Jasnah auf sie zuschritt. *Sie würde sich nicht die Zeit nehmen, ihre Haare zu flechten oder Schminke aufzulegen, wenn es ihr egal wäre, wie sie auf andere wirkt.* Jasnah war wirklich ein Rätsel. Auf der einen Seite schien sie eine Gelehrte zu sein, die sich nur mit ihren Forschungen beschäftigte. Doch auf der anderen Seite betrug sie sich mit der Würde einer Königstochter – und benutzte diese manchmal wie einen Knüppel.

»Da bist du ja«, sagte Jasnah und stellte sich neben Schallan. Ein Gischtspritzer an der Bordwand nutzte genau diesen Augenblick, um aufzusteigen und sie zu besprenkeln. Über die Wassertropfen, die an ihrer Seidenkleidung herunterliefen, runzelte sie die Stirn. Dann sah sie wieder Schallan an und hob eine Braue. »Wie du vermutlich schon bemerkt hast, besitzt dieses Schiff zwei sehr gute Kajüten, die ich für uns beide gemietet habe. Sie waren nicht gerade billig.«

»Ja, aber sie sind drinnen.«

»Wie es bei Räumen für gewöhnlich der Fall ist.«

»Ich habe schon den größten Teil meines Lebens drinnen verbracht.«

»Und das wirst du auch fürderhin tun, wenn du eine Gelehrte sein willst.«

Schallan biss sich auf die Lippe und wartete auf den Befehl, unter Deck zu gehen. Aber seltsamerweise kam er nicht.

Jasnah winkte Kapitän Tozbek heran, und er gehorchte und kroch mit der Kappe in der Hand auf sie zu.

»Ja, Hellheit?«, fragte er.

»Ich hätte gern ebenfalls einen solchen ... Sitz«, sagte Jasnah und zeigte auf Schallans Truhe.

Rasch ließ Tozbek einen seiner Männer eine weitere Truhe neben die erste stellen und anbinden. Während Jasnah auf ihre Sitzgelegenheit wartete, bedeutete sie Schallan, sie wolle einen Blick auf ihre Zeichnungen werfen. Jasnah betrachtete das Bild des Santhid und warf dann einen Blick über die Reling. »Kein Wunder, dass die Matrosen einen solchen Lärm gemacht haben.«

»Glück, Hellheit!«, sagte einer der Seeleute. »Glaubt Ihr nicht auch, dass es ein gutes Omen für Eure Reise bedeutet?«

»Ich werde alles annehmen, was das Schicksal für mich vorgesehen hat, Nanhel Eltorv«, sagte sie. »Danke für die Sitzgelegenheit.«

Unbeholfen verneigte sich der Seemann vor ihr, bevor er sich zurückzog.

»Ihr seid der Meinung, dass sie abergläubische Narren sind«, sagte Schallan leise und sah dem Matrosen nach.

»Meinen Beobachtungen zufolge«, erwiderte Jasnah, »sind diese Seeleute allesamt Männer, die in ihrem Leben einen Sinn gefunden haben und nun ein einfaches Vergnügen daran verspüren.« Jasnah betrachtete die nächste Zeichnung. »Viele Menschen machen weitaus weniger aus ihrem Leben. Kapitän Tozbek befiehlt eine gute Mannschaft. Es ist klug von dir gewesen, meine Aufmerksamkeit auf ihn zu richten.«

Schallan lächelte. »Ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Du hast keine Frage gestellt«, erwiderte Jasnah. »Diese Skizzen sind wieder einmal außerordentlich gut gelungen, Schallan, aber solltest du nicht eigentlich lesen?«

»Ich ... hatte Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren.«

»Und so bist du an Deck gegangen«, sagte Jasnah, »und hast junge Männer ohne Hemd bei der Arbeit gezeichnet. Hattest du erwartet, dass *das* deiner Konzentration hilfreich wäre?«

Schallan errötete, als Jasnah bei einem Blatt des Stapels innehielt. Schallan saß geduldig da – das hatte ihr Vater ihr mit Erfolg beigebracht –, bis Jasnah ihr das Blatt vorhielt. Es war natürlich das Bild von Schadesmar.

»Hast du meinen Befehl befolgt, nicht wieder in diesen Bereich einzudringen?«, fragte Jasnah.

»Ja, Hellheit. Dieses Bild habe ich aus der Erinnerung an meinen ersten ... Fehltritt gezeichnet.«

Jasnah senkte das Blatt. Schallan glaubte, etwas in der Miene der Frau aufblitzen zu sehen. Fragte sich Jasnah vielleicht, ob sie Schallans Wort vertrauen konnte?

»Ich vermute, es ist das, was dir Kopfzerbrechen bereitet?«, fragte Jasnah.

»Ja, Hellheit.«

»Dann sollte ich es dir wohl erklären.«

»Wirklich? Das würdet Ihr tun?«

»Das sollte dich nicht so sehr überraschen.«

»Mir scheint es eine wichtige und machtvolle Neuigkeit zu sein«, sagte Schallan. »Die Art und Weise, auf die Ihr mir die Beschäftigung mit diesem Ort verboten habt ... Ich hatte angenommen, dass das Wissen darum geheim ist oder zumindest niemandem meines Alters anvertraut werden darf.«

Jasnah rümpfte die Nase. »Ich habe festgestellt, dass junge Menschen noch viel eher in Schwierigkeiten geraten, wenn man sich weigert, ihnen Geheimnisse zu erklären. Deine Experimente beweisen, dass du längst kopfüber in all das hineingestürzt bist. Da es mir früher genauso ergangen ist, solltest du alles hören. Ich weiß aufgrund eigener schmerzhafter Erfahrungen, wie gefährlich Schadesmar sein kann. Wenn ich dich in Unwissenheit darüber belasse, werde ich schuld sein, falls du dort sterben solltest.«

»Hättet Ihr es mir früher erklärt, wenn ich schon vorher danach gefragt hätte?«

»Möglicherweise nicht«, gab Jasnah zu. »Ich musste zuerst herausfinden, wie bereit du bist, mir zu gehorchen. Diesmal zumindest.«

Schallan sackte ein wenig zusammen und unterdrückte den Drang zu betonen, dass damals, als sie noch ein fleißiges und gehorsames Mündel gewesen war, ihr Jasnah nicht annähernd so viele Geheimnisse mitgeteilt hatte wie jetzt. »Worum also handelt es sich bei diesem ... Ort?«

»Es ist eigentlich kein Ort«, sagte Jasnah. »Zumindest ist es kein Ort, wie wir ihn uns vorstellen. Schadesmar ist hier und jetzt überall um uns herum. Alle Dinge existieren dort in einer gewissen Gestalt, so wie alle Dinge auch hier existieren.«

Schallan runzelte die Stirn. »Das verstehe ...«

Jasnah hob einen Finger und brachte sie damit zum Schweigen. »Alle Dinge haben drei Bestandteile: Seele, Körper und Geist. Dieser Ort, den du gesehen hast – Schadesmar –, ist das, was wir das Reich des Erkennens nennen. Es ist der Ort des Geistes.

Überall um uns herum siehst du die physische Welt. Du kannst sie berühren, kannst sie hören. So erfährt dein physischer Körper die Welt. Nun, Schadesmar ist die Art und Weise, wie dein erkennendes Selbst – dein unbewusstes Selbst – die Welt erkennt. Indem deine verborgenen Sinne dieses Reich berühren, machst du intuitive Sprünge in der Logik, und du entwickelst Hoffnungen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass deine Kunst ihren Ursprung in diesen zusätzlichen Sinnen hat, Schallan.«

Wasser platschte auf das Deck, als das Schiff durch eine Welle pflügte. Schallan wischte sich einen Tropfen Salzwasser von der Wange und versuchte das zu überdenken, was Jasnah ihr soeben gesagt hatte. »Das ergibt für mich fast *gar* keinen Sinn, Hellheit.«

»Das will ich hoffen«, erwiderte Jasnah. »Schließlich habe ich sechs Jahre mit der Erforschung Schadesmars verbracht und weiß noch immer nicht, was ich davon halten soll. Ich werde dich mehrere Male dorthin begleiten müssen, bevor du die wahre Bedeutung dieses Ortes auch nur ansatzweise verstehst.«

Bei diesem Gedanken verzog Jasnah das Gesicht. Schallan war stets überrascht, wenn sie eine deutlich sichtbare Gefühlsäußerung an ihr feststellte. Gefühle gehörten zu etwas klar Erkennbarem, Menschlichem – und Schallans inneres Bild von Jasnah Kholin hatte etwas geradezu Göttliches. Wenn sie genauer darüber nachdachte, war das eine seltsame Art, eine bezeichnende Atheistin zu beschreiben.

»Hör mir zu«, sagte Jasnah. »Meine eigenen Worte verraten meine Unwissenheit. Ich habe dir gesagt, dass Schadesmar kein Ort ist, und doch nenne ich es im nächsten Atemzug so. Ich spreche davon, ihn zu besuchen, obwohl er überall um uns herum ist. Wir besitzen einfach nicht die passenden Worte, um ihn zu beschreiben. Also will ich es mit einer anderen Taktik versuchen.«

Jasnah stand auf, und Schallan folgte ihr sogleich. Sie gingen an der Reling entlang und spürten, wie das Schiff unter ihnen schwankte. Die Seeleute machten Jasnah mit raschen Verbeugungen Platz. Sie betrachteten sie mit der gleichen Ehrerbietung, die sie auch einem König entgegengebracht hätten. Wie machte sie das bloß? Wie konnte sie ihre Umgebung vollkommen beherrschen, scheinbar ohne irgendetwas zu tun?

»Schau hinunter auf das Wasser«, sagte Jasnah, als sie den Bug erreicht hatten. »Was siehst du?«

Schallan blieb vor der Reling stehen und starrte nach unten in die blauen Wogen, die aufschäumten, wenn sie vom Schiffsbug zerteilt wurden. Hier vorn konnte sie die *Tiefe* der Dünung erkennen. Es war eine unendliche Weite, die sich nicht nur in alle Richtungen, sondern auch nach unten hin erstreckte.

»Ich sehe die Ewigkeit«, sagte Schallan.

»Das sind die Worte einer Künstlerin«, gab Jasnah zurück.  
»Dieses Schiff segelt über Tiefen hinweg, die uns unbekannt sind und bleiben. Unter diesen Wellen liegt eine umtriebige, wilde, unsichtbare Welt.«

Jasnah beugte sich vor, packte die Reling mit der freien Hand und auch mit der anderen, die durch den Stoff des Ärmels bedeckt war. Sie blickte hinaus. Aber nicht hinunter in die Tiefe und auch nicht auf das Land, das sich in der Ferne am nördlichen und südlichen Horizont erhob. Sondern sie schaute nach Osten. In die Richtung der Stürme.

»Es existiert eine ganze Welt«, sagte Jasnah, »von der unser Verstand nur die Oberfläche wahrnimmt. Eine Welt tiefer, hintergründiger Gedanken. Eine Welt, die von tiefen, hintergründigen Gedanken *geschaffen* wurde. Wenn du Schadesmar siehst, dann dringst du in diese Tiefen ein. In gewisser Weise ist es ein fremdartiger Ort für uns, aber zugleich sind wir es selbst, die ihn gestaltet haben. Mit einer gewissen Hilfe.«

»Wir haben ... was getan?«

»Was sind die Sprengsel?«, fragte Jasnah.

Diese Frage traf Schallan unvorbereitet, doch inzwischen war sie es gewohnt, von Jasnah durch Fragen herausgefordert zu werden. Sie benötigte einige Zeit, um sich eine Antwort zu überlegen.

»Niemand weiß, was die Sprengsel sind«, sagte Schallan schließlich, »auch wenn viele Philosophen unterschiedliche Ansichten über ...«

»Nein«, sagte Jasnah. »Was *sind* sie?«

»Ich ...« Schallan schaute zu einigen Windsprengseln hoch, die sich in der Luft über ihr drehten. Sie wirkten wie winzige Bänder aus Licht, glommen leise und tanzten umeinander herum.  
»Es sind lebendige Vorstellungen.«

Ruckartig drehte sich Jasnah zu ihr um.

»Was ist los?«, fragte Schallan. »Habe ich unrecht?«



»Nein«, sagte Jasnah. »Du hast vollkommen recht.« Die Frau kniff die Augen zusammen. »Nach meiner Vermutung sind Sprengsel Elemente des Reichs des Erkennens, die irgendwie in die physische Welt eingedrungen sind. Es sind Konzepte, die Bruchstücke von Empfindungsvermögen erlangt haben, vielleicht durch menschliche Hilfe.

Stell dir einen Mann vor, der oft wütend wird. Stell dir vor, wie seine Freunde und seine Familie diese Wut irgendwann als eine Bestie betrachten und beschreiben – als ein Wesen, das ihn beherrscht; also als etwas, das außerhalb seiner selbst existiert. Die Menschen personifizieren gern. So sprechen wir zum Beispiel auch vom Wind, als hätte er einen eigenen Willen.

Sprengsel sind solche Vorstellungen – Vorstellungen kollektiver menschlicher Erfahrung –, die irgendwie lebendig geworden sind. Dies geschieht zuerst in Schadesmar, und das ist *ihr* Ort. Dort leben sie, und dort herrschen sie in ihren eigenen Städten.«

»Städten?«

»Ja«, sagte Jasnah und schaute wieder auf den Ozean hinaus. Sie schien besorgt zu sein. »Die Sprengsel sind ungeheuer verschiedenartig. Manche sind so klug wie Menschen und erschaffen Städte. Andere sind einfach wie Fische und schwimmen mit dem Strom.«

Schallan nickte, aber in Wirklichkeit fiel es ihr schwer, irgend etwas von alledem zu verstehen. Doch sie wollte Jasnah nicht unterbrechen. Das war die Art von Wissen, das Schallan *brauchte* und nach dem sie sich *verzehrte*. »Hat das etwas mit dem zu tun, was Ihr herausgefunden habt? Über die Parscher und die Bringer der Leere?«

»Ich bin noch nicht in der Lage gewesen, mir eine abschließende Meinung darüber zu bilden. Die Sprengsel sind nicht immer entgegenkommend. In einigen Fällen wissen sie wirklich nichts. In anderen vertrauen sie mir wegen des Verrats aus lange vergangenen Zeiten nicht.«

Schallan runzelte die Stirn und sah ihre Lehrerin an. »Ver-  
rat?«

»Sie reden davon«, sagte Jasnah, »aber sie wollen nicht erklä-  
ren, worum es dabei ging. Wir haben einmal einen Eid gebro-  
chen und sie dadurch zutiefst verletzt. Ich glaube, einige von  
ihnen sind damals gestorben, obwohl ich gar nicht recht weiß,  
wie eine Idee sterben kann.« Mit ernster Miene wandte sich  
Jasnah an Schallan. »Ich begreife, dass diese Gedanken für dich  
überwältigend sind. Aber du wirst das alles lernen müssen,  
wenn du mir helfen willst. Bist du dazu noch immer bereit?«

»Bleibt mir denn eine andere Wahl?«

Ein Lächeln zupfte an Jasnahs Mundwinkeln. »Ich bezweifle  
es. Du kannst ohne Hilfe eines Fabrials seelengießen. Du bist  
wie ich.«

Schallan starrte auf das Wasser hinaus. Wie Jasnah. Was be-  
deutete das? Warum ...?

Sie erstarrte und blinzelte. Einen Moment lang glaubte sie  
dasselbe Muster wie auf ihrem Blatt Papier gesehen zu haben.  
Diesmal war es aber im Wasser gewesen und hatte sich auf un-  
mögliche Weise in der Oberfläche einer Welle dargestellt.

»Hellheit ...«, sagte sie und legte die Finger auf Jasnahs Arm.  
»Ich glaube, ich habe gerade etwas im Wasser gesehen. Ein Mus-  
ter aus spitzwinkligen Linien. Wie ein Labyrinth.«

»Zeig mir, wo du es gesehen hast.«

»Es war auf einer der Wellen, und wir sind bereits darüber  
hinwegesegelt. Aber ich glaube, ich habe es vorher schon ein-  
mal auf einem meiner Blätter gesehen. Bedeutet das etwas?«

»Gewiss. Ich muss zugeben, Schallan, dass ich unser zufäl-  
liges Zusammentreffen äußerst erstaunlich finde. Verdächtig  
erstaunlich.«

»Hellheit?«

»Sie sind darin verwickelt«, sagte Jasnah. »Sie haben dich zu  
mir geführt. Und sie beobachten dich anscheinend noch immer.  
Nein, Schallan, du hast keine andere Wahl mehr. Die alten

Wege kehren zurück, und das betrachte ich nicht als hoffnungsvolles Zeichen. Es ist ein Akt der Selbsterhaltung. Die Sprengsel spüren dräuende Gefahr, und deswegen kehren sie zu uns zurück. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit jetzt auf die Zerbrochene Ebene und die Relikte von Urithiru lenken. Es wird sehr, sehr lange dauern, bis du deine Heimat wiedersehen wirst.«

Schallan nickte stumm.

»Das bereitet dir Sorgen«, sagte Jasnah.

»Ja, Hellheit. Meine Familie ...«

Schallan fühlte sich wie eine Verräterin, die ihre Brüder im Stich gelassen hatte. Finanziell waren sie von ihrer Schwester abhängig. Schallan hatte ihnen geschrieben und ohne Einzelheiten erklärt, dass sie den gestohlenen Seelengießer hatte zurückgeben müssen und nun gezwungen war, Jasnah bei ihrer Arbeit zu helfen.

Balats Antwort war in gewisser Hinsicht positiv gewesen. Er hatte geschrieben, er sei froh, dass wenigstens einer von ihnen dem Schicksal, das dem Haus drohte, entronnen war. Er glaubte, dass die anderen – ihre drei Brüder und Balats Verlobte – zum Untergang verdammt waren.

Sie könnten recht haben. Nicht nur würden die ererbten Schulden sie zerdrücken, sondern da war auch noch die Sache mit dem zerbrochenen Seelengießer ihres Vaters. Die Gruppe, die ihn ihm gegeben hatte, wollte ihn zurückhaben.

Leider war Schallan davon überzeugt, dass Jasnahs Suche von äußerster Wichtigkeit war. Die Bringer der Leere würden bald zurückkehren – sie waren keine ferne Bedrohung aus erfundenen Geschichten, sondern lebten unter den Menschen, wie sie es schon seit Jahrhunderten getan hatten. Die sanften, stillen Parscher, die als so vollkommene Diener und Sklaven arbeiteten, waren in Wirklichkeit Vernichter.

Zu verhindern, dass die Bringer der Leere zurückkehrten und die damit verbundene Katastrophe eintrat, war wichtiger

als die Hilfe, die sie ihren Brüdern gewähren könnte. Es tat ihr noch immer weh, dies zugeben zu müssen.

Jasnah betrachtete sie eingehend. »Was deine Familie angeht, Schallan, so habe ich einige Maßnahmen ergriffen.«

»Maßnahmen?«, fragte Schallan und ergriff den Arm der größeren Frau. »Ihr habt meinen Brüdern geholfen?«

»In gewisser Weise«, sagte Jasnah. »Ich vermute zwar, selbst großer Reichtum würde ihre Schwierigkeiten nicht nachhaltig beseitigen, aber ich habe dafür gesorgt, dass sie ein kleines Geschenk zugesandt bekommen. Wenn ich dem folge, was du mir gesagt hast, entspringt die Zwangslage deiner Familie eigentlich aus zwei Quellen. Zum einen wollen die Geisterblüter ihren Seelengießer – den du zerbrochen hast – zurückbekommen, und zum anderen ist dein Haus ohne Verbündete und tief verschuldet.«

Jasnah hielt ihr ein Blatt Papier entgegen. »Dies hier«, sagte sie, »stammt aus einem Gespräch, das ich heute Morgen mit meiner Mutter geführt habe ... durch die Spannfeder.«

Schallan ließ den Blick über die Zeilen schweifen und bemerkte Jasnahs Ausführungen über den zerbrochenen Seelengießer sowie ihre Bitte um Hilfe.

*Das geschieht öfter, als man glauben sollte, hatte Navani geantwortet. Die Fehlfunktion hat vermutlich etwas mit der Abstimmung der Edelsteinfassungen zu tun. Bring mir das Gerät, und wir werden sehen.*

»Meine Mutter ist eine bekannte Fabrikalkünstlerin«, sagte Jasnah. »Ich vermute, dass sie deinen Seelengießer wieder richten kann. Und dann werden wir ihn zu deinen Brüdern schicken, die ihn wiederum ihren Eigentümern zurückgeben können.«

»Das würdet Ihr mir erlauben?«, fragte Schallan. Während der Tage auf See hatte sie vorsichtig versucht, weitere Einzelheiten über die Sekte herauszufinden, und gehofft, ihren Vater und dessen Beweggründe dann besser verstehen zu können. Jasnah behauptete jedoch, nur sehr wenig über sie zu wissen –

außer der Tatsache, dass sie Jasnahs Forschungsergebnisse an sich bringen wollten und bereit waren, dafür zu töten.

»Ich möchte nicht, dass sie Zugang zu einem so wertvollen Gerät haben«, sagte Jasnah. »Aber ich habe keine Zeit, deine Familie unmittelbar zu beschützen. Doch dies ist eine gute Lösung, falls deine Brüder die Eigentümer noch ein wenig hinhalten können. Wenn es sein muss, dürfen sie auch die Wahrheit sagen: dass du zu mir gekommen bist und mich gebeten hast, den Seelengießer zu reparieren. Vielleicht wird sie das erst einmal zufriedenstellen.«

»Danke, Hellheit.« Bei allen Stürmen! Wie viel leichter wäre alles wohl gewesen, wenn sie sofort zu Jasnah gegangen wäre, nachdem sie als ihr Mündel angenommen worden war? Schallan warf einen Blick auf das Blatt und bemerkte, dass das Gespräch noch eine Fortsetzung hatte.

*Und was diese andere Sache angeht, schrieb Navani, so gefällt mir der Vorschlag sehr gut. Ich glaube, ich kann den Jungen dazu überreden, zumindest darüber nachzudenken, da seine jüngste Affäre ganz plötzlich zu Beginn der Woche geendet ist, so wie es üblich ist für ihn.*

»Worum geht es im zweiten Teil?«, fragte Schallan und schaute von dem Blatt auf.

»Die Befriedigung der Geisterblüter allein wird dein Haus nicht retten«, sagte Jasnah. »Eure Schulden sind zu groß, und dein Vater hat sich sehr viele Feinde gemacht. Deswegen habe ich dafür gesorgt, dass dein Haus eine mächtige Allianz bekommt.«

»Eine Allianz? Wie?«

Jasnah holte tief Luft. Es hatte den Anschein, dass sie es lieber nicht erklärt hätte. »Ich habe die ersten Maßnahmen ergriffen, die dazu führen werden, dass du dich mit einem meiner Verwandten, einem Sohn meines Onkels Dalinar Kholin verloben wirst. Der Junge heißt Adolin. Er ist schön und in der wohlgesetzten Rede ungemein bewandert.«

»Verloben?«, fragte Schallan. »Ihr habt ihm meine Hand versprochen?«

»Ich habe den Prozess in Gang gesetzt«, sagte Jasnah mit einer Vorsicht, die für sie ungewöhnlich war. »Auch wenn ihm bisweilen ein wenig die Weitsicht fehlt, hat Adolin doch ein gutes Herz – ein ebenso gutes wie sein Vater, der möglicherweise der beste Mann ist, den ich je kennengelernt habe. Er gilt als begehrtester Sohn Alethkars, und meine Mutter will ihn schon seit Langem verheiraten.«

»Verloben«, wiederholte Schallan.

»Ja. Ist das unangenehm für dich?«

»Es ist wundervoll!«, rief Schallan und packte Jasnahs Arm noch fester. »Und so leicht. Wenn ich mit jemandem verheiratet bin, der so mächtig ist ... bei allen Stürmen! Niemand in Jah Keved würde es mehr wagen, uns anzurühren. Es würde viele unserer Probleme lösen. Hellheit Jasnah, Ihr seid ein Genie!«

Jasnah entspannte sich sichtbar. »Nun, mir schien es ein gangbarer Weg zu sein. Ich hatte mich allerdings gefragt, ob ich dich dadurch beleidigen würde.«

»Warum bei allen Winden sollte ich denn beleidigt sein?«

»Wegen der Beschränkungen der Freiheit, die mit einer Ehe einhergehen«, sagte Jasnah. »Und weil dieses Angebot gemacht wurde, ohne dich vorher zu fragen. Zunächst musste ich jedoch herausfinden, ob diese Möglichkeit überhaupt besteht. Die Sache ist schon weiter fortgeschritten, als ich erwartet hatte, da meine Mutter diese Idee sofort zu ihrer eigenen gemacht hat. Navani hat oft etwas ... Überwältigendes an sich.«

Schallan hatte Schwierigkeiten mit der Vorstellung, dass es jemanden gab, der Jasnah überwältigen konnte. »Beim Sturm-vater! Ihr macht Euch Gedanken darüber, dass ich beleidigt sein könnte? Hellheit, ich habe mein ganzes Leben eingesperrt im Herrenhaus meines Vaters verbracht und bin in der Gewissheit aufgewachsen, dass er meinen Gemahl für mich aus-suchen werde.«

»Aber jetzt bist du frei von deinem Vater.«

»Ja, und im Eingehen von Beziehungen bin ich ja *ach so vollkommen* gewesen«, sagte Schallan. »Der erste Mann, den ich mir ausgesucht habe, war nicht nur ein Feuerer, sondern auch noch ein Attentäter.«

»Es macht dir gar nichts aus?«, fragte Jasnah. »Du hast nichts gegen die Vorstellung einzuwenden, einem anderen Menschen verpflichtet zu sein, insbesondere einem Mann?«

»Es ist doch nicht so, als würde ich in die Sklaverei verkauft werden«, sagte Schallan und lachte.

»Nein, das vermutlich nicht.« Jasnah schüttelte sich, und ihre kühle und überlegene Haltung kehrte zurück. »Ich werde Navani mitteilen, dass du bereit bist, eine Verlobung einzugehen, und wir sollten innerhalb eines Tages eine Kausale erwirkt haben.«

Eine Kausale – in der Vorin-Sprache war dies der Ausdruck für ein bedingtes Heiratsversprechen. Dann würde sie zwar in tatsächlicher Hinsicht verlobt sein, aber dies würde dennoch keinerlei rechtliche Konsequenzen nach sich ziehen, bevor nicht ein offizieller Verlobungsvertrag unterzeichnet und von den Feuerern beglaubigt war.

»Der Vater des Jungen hat gesagt, dass er Adolin nicht zu irgendetwas zwingen wird«, erklärte Jasnah, »auch wenn der Junge gegenwärtig allein ist, da er es wieder einmal geschafft hat, bei einer jungen Dame Anstoß zu erregen. Wie dem auch sei, Dalinar sähe es jedenfalls gern, wenn ihr beide euch treffen könntet, bevor weitere und verbindliche Absprachen getroffen werden. Es hat gewisse ... Veränderungen gegeben, im politischen Klima auf der Zerbrochenen Ebene. Die Armee meines Onkels hat große Verluste erlitten. Das ist ein weiterer Grund, warum wir die Zerbrochene Ebene so schnell wie möglich erreichen sollten.«

»Adolin Kholin«, sagte Schallan und hörte nur noch mit einem Ohr zu. »Ein fantastischer Duellant. Sogar ein Splitterträger.«

»Also hast du über meinen Vater und meine Familie doch Erkundigungen eingezogen.«

»Das habe ich, aber ich kannte Eure Familie auch schon vorher. Die Alethi sind der Mittelpunkt der Gesellschaft! Selbst die Mädchen aus den ländlichen Häusern kennen die Namen der Alethi-Prinzen.« Und sie hätte lügen müssen, hätte sie behaupten wollen, als junges Mädchen nicht davon geträumt zu haben, einmal einem von ihnen zu begegnen. »Aber Hellheit, seid Ihr wirklich sicher, dass das eine kluge Verbindung ist? Ich meine, ich bin wohl kaum von größerer Wichtigkeit.«

»Das stimmt. Für Adolin wäre die Tochter eines anderen Großprinzen vielleicht eine bessere Wahl. Aber es scheint ihm gelungen zu sein, jede einzelne Frau aus dieser Schicht zu beleidigen. Man könnte sagen, der Junge ist ein wenig übereifrig, was Beziehungen angeht. Aber ich bin sicher, dass das nichts ist, womit du nicht fertigwerden wirst.«

»Sturmwater!«, sagte Schallan und spürte, wie ihre Knie weich wurden. »Er ist der Erbe eines Fürstentums! Er befindet sich in der direkten Thronfolge Alethkars!«

»Er ist der dritte in der Reihe«, sagte Jasnah, »hinter dem minderjährigen Sohn meines Bruders und meinem Onkel Dalar.«

»Hellheit, ich muss diese Frage stellen. Warum Adolin? Warum nicht der jüngere Sohn? Ich ... ich kann weder Adolin noch dem Haus irgendetwas anbieten.«

»Im Gegenteil«, sagte Jasnah. »Wenn du das bist, von dem ich glaube, dass du es bist, dann wirst du ihm sogar etwas ganz Einzigartiges anbieten können – etwas, das viel wichtiger als Reichtum ist.«

»Was bin ich denn Eurer Meinung nach?«, flüsterte Schallan und sah der älteren Frau in die Augen. Endlich hatte sie die eine Frage gestellt, vor der sie bisher zurückgeschreckt war.

»Erst einmal bist du ein Versprechen«, antwortete Jasnah. »Ein Kokon mit der Möglichkeit von etwas Großem in seinem



Innern. Als sich in früheren Zeiten die Menschen und die Sprengsel miteinander verbunden haben, sind daraus Frauen hervorgegangen, die im Himmel tanzen konnten – und Männer, die in der Lage waren, Steine mit einer einzigen Berührung zu zerstören.«

»Die Verlorenen Strahlenden. Die Verräter an der Menschheit.« Sie konnte das alles nicht so rasch in sich aufnehmen. Die Verlobung, Schadesmar und die Sprengsel, und dann diese ihre rätselhafte Bestimmung. Sie hätte es eigentlich wissen müssen. Aber ...

Sie sank auf das Deck und kümmerte sich nicht darum, dass ihr Kleid nass wurde. Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen die Schiffswand. Jasnah erlaubte ihr, sich zu sammeln, bevor sie sich erstaunlicherweise selbst setzte. Sie tat es mit weitaus größerer Anmut und Haltung und stopfte sich dabei das Kleid unter die Knie. Beide zogen die Blicke der Matrosen auf sich.

»Sie werden mich in Stücke reißen«, sagte Schallan. »Der Alethi-Hof. Er ist der grausamste der Welt.«

Jasnah schnaubte verächtlich. »Das ist mehr Schein als Sein, Schallan. Ich werde dich darauf vorbereiten.«

»Ich werde niemals so sein wie Ihr, Hellheit. Ihr habt Macht, Autorität und Reichtum. Seht doch nur, wie die Seeleute auf Euch reagieren.«

»Benutze ich denn diese Macht und Autorität oder meinen Reichtum?«

»Ihr habt die Reise bezahlt.«

»Hast du nicht auch schon für einige Reisen auf diesem Schiff bezahlt?«, fragte Jasnah. »Haben sie dich nicht genauso behandelt wie mich?«

»Nein. Oh, sie waren freundlich und höflich zu mir, gewiss, aber ich habe einfach nicht Euer *Gewicht*, Jasnah.«

»Ich gehe davon aus, dass du damit nicht auf meinen Umfang angespielt hast«, meinte Jasnah mit der Spur eines Lächelns.

»Ich verstehe dich, Schallan. Aber du liegst vollkommen falsch.«

Schallan wandte sich ihr zu. Jasnah saß auf dem Schiffsdeck, als wäre es ein Thron. Sie hielt den Rücken gerade und den Kopf hoch. Schallan hingegen hatte die Beine gegen die Brust gezogen und die Arme um die Knie geschlungen. Sogar ihre *Haltung* war anders. Sie war ganz und gar nicht so wie diese Frau.

»Es gibt ein Geheimnis, das du erfahren musst«, sagte Jasnah. »Ein Geheimnis, das viel wichtiger ist als alle, die sich auf Schadesmar und die Sprengsel beziehen. Macht ist nur eine Täuschung der Wahrnehmung.«

Schallan runzelte die Stirn.

»Versteh mich nicht falsch«, fuhr Jasnah fort. »Manche Arten von Macht sind durchaus real – die Macht, Armeen zu befehligen oder die Macht des Seelengießens. Aber sie kommen wesentlich seltener ins Spiel, als du vermuten würdest. Zwischen den einzelnen Menschen ist das, was wir Macht nennen, nur eine Art ... Anschein.

Du sagst, dass ich reich bin. Das trifft zwar zu, aber du hast auch gesehen, dass ich diesen Reichtum nicht oft einsetze. Du sagst, dass ich als Schwester eines Königs Autorität besitze. Auch das stimmt. Aber die Männer auf diesem Schiff würden mich genauso behandeln, wenn ich eine Bettlerin wäre und sie nur davon *überzeugt* hätte, dass ich die Schwester eines Königs bin. Meine Autorität ist also nichts Wirkliches. Sie ist nur Schall und Rauch – eine Illusion. Ich kann diese Illusion bei ihnen hervorrufen, und du kannst es auch.«

»Davon bin ich nicht überzeugt, Hellheit.«

»Ich weiß. Wenn du es wärest, hättest du es schon getan.« Jasnah stand auf und strich ihr Kleid glatt. »Wirst du es mir mitteilen, wenn du das Muster, das auf den Wellen erschienen ist, noch einmal siehst?«

»Ja, Hellheit«, sagte Schallan unaufmerksam.

»Dann nimm dir den Rest des Tages Zeit für deine Kunst. Ich muss darüber nachdenken, wie ich dich am besten über

Schadesmar in Kenntnis setze.« Die ältere Frau zog sich zurück, nickte den Matrosen zu, während sie an ihnen vorüberging, und begab sich wieder unter Deck.

Schallan erhob sich, drehte sich um und packte die Reling zu beiden Seiten des Bugspriets. Der Ozean erstreckte sich mit kräuselnden Wellen vor ihr, und ein Duft kalter Frische wehte sie an. Es knirschte und knarrte rhythmisch, als die Schaluppe durch das Wasser pflügte.

Jasnahs Worte kämpften in ihrem Kopf miteinander wie Himmelsaale, in deren Mitte sich eine einzige Ratte befand. Sprengsel in Städten? Schadesmar, das Reich, das es zwar gab, das aber unsichtbar war? Und Schallan, die plötzlich mit dem wichtigsten Junggesellen der Welt verlobt werden sollte?

Sie verließ den Bereich des Bugs, ging an der Seite des Schiffes entlang und fuhr dabei mit der Freihand über die Reling. Wie sahen die Matrosen sie an? Sie lächelten, sie winkten ihr zu. Sie mochten Schallan. Yalb, der träge in der Takelage hing, nicht weit von ihr entfernt, rief ihr zu, dass sie im nächsten Hafen unbedingt eine besondere Statue besichtigen müsse. »Es ist ein gewaltiger Fuß, junge Herrin. Bloß ein Fuß! Diese angeberische Statue ist nie vollendet worden ...«

Sie lächelte ihn an und setzte ihren Weg fort. Wollte sie denn, dass sie genauso angesehen wurde wie Jasnah? Sollten die anderen andauernd Angst vor ihr haben und befürchten, sie könnten etwas Falsches tun? Bedeutete das Macht?

*Als ich aus Vedenar abgesegelt bin, dachte sie, während sie die Stelle erreichte, an der ihre Truhe auf dem Deck festgeschnallt war, hat mich der Kapitän bedrängt, wieder nach Hause zu gehen. Er hat meine Mission als vergeblich eingeschätzt.*

Tozbek hatte immer so getan, als erweise er ihr einen großen Dienst, indem er sie hinter Jasnah her transportierte. Hätte sie die ganze Zeit über das Gefühl haben müssen, dass sie ihn und seine Mannschaft ausnutzte? Ja, er hatte ihr einen Rabatt angeboten, weil ihr Vater in der Vergangenheit Geschäfte mit

ihm getätigt hatte – aber es war noch immer *sie* gewesen, die ihn beauftragt hatte.

Vermutlich war die Art, wie er sie behandelte, typisch für einen Thaylen-Kaufmann. Wenn ein Kapitän einem das Gefühl vermitteln konnte, man nutze ihn aus, würde man besser bezahlen. Zwar mochte sie den Mann, aber ihre gegenseitige Beziehung ließ doch einiges zu wünschen übrig. Jasnah hätte sich niemals so behandeln lassen.

Der Santhid schwamm noch immer neben dem Schiff her. Er wirkte wie eine winzige, bewegliche Insel; der Rücken war mit Seetang bewachsen, und kleine Kristalle klebten auf dem Panzer.

Schallan drehte sich um und ging zum Heck, wo Kapitän Tozbek mit einem seiner Maate sprach und auf eine Karte deutete, die mit Glyphen bedeckt war. Er nickte ihr zu, als sie sich näherte. »Nur eine Warnung, junge Herrin«, sagte er. »Die Häfen werden bald weniger angenehm sein. Wir verlassen die Meerenge von Langstirn, umrunden den östlichen Rand des Kontinents und halten auf Neu-Natanan zu. Zwischen hier und den Seichten Grüften gibt es nichts besonders Sehenswertes mehr, und auch sie sind nicht gerade ein prächtiger Anblick. Ohne Leibwache würde ich dort nicht einmal meinen Bruder an Land schicken, und dabei hat er schon siebzehn Männer mit bloßen Händen getötet, jawohl.«

»Ich verstehe, Kapitän«, sagte Schallan. »Und vielen Dank. Ich habe meine frühere Entscheidung gerade überdacht. Das Schiff muss angehalten werden, damit ich das Wesen untersuchen kann, das neben uns her schwimmt.«

Er seufzte und fuhr sich mit den Fingern über die steifen, hoch aufragenden Brauen – so wie andere Männer mit ihren Schnurrbärten spielten. »Hellheit, das ist wirklich nicht ratsam. Sturmwater! Wenn ich Euch ins Meer herablasse ...«

»Dann werde ich nass«, sagte Schallan. »Das ist ein Zustand, in dem ich mich schon ein oder zwei Mal in meinem Leben befunden habe.«

»Nein, das kann ich einfach nicht erlauben. Wie ich schon sagte, ich werde Euch einige Muscheln in ...«

»Ihr könnt es also nicht erlauben?«, unterbrach ihn Schallan. Sie bedachte ihn mit einem Blick, der Verwirrung ausdrücken sollte, und dabei hoffte sie, dass er nicht sah, wie fest sie die Hände an ihre Seiten presste. Bei allen Stürmen, wie sie solche Auseinandersetzungen hasste! »Ich war mir gar nicht darüber bewusst, dass ich eine Bitte ausgesprochen hätte, deren Gewährung oder Ablehnung in Eurer Macht steht, Kapitän. Haltet das Schiff an. Lasst mich ins Wasser hinunter. Das ist ein Befehl.« Sie versuchte es so nachdrücklich zu sagen, wie Jasnah es getan hätte. Diese Frau vermochte den Eindruck zu erwecken, dass es leichter sei, einem ausgewachsenen Großsturm zu trotzen, als ihr zu widersprechen.

Tozbek bewegte den Mund, aber kein Laut drang zwischen seinen Lippen hervor. Es war, als versuche sein Körper, mit den Einwänden fortzufahren, während sein Geist ein wenig verspätet reagierte. »Das ist mein Schiff ...«, sagte er schließlich.

»Eurem Schiff wird nichts geschehen«, erwiderte Schallan. »Wir sollten uns beeilen, Kapitän. Ich will unsere Ankunft im Hafen heute Abend nicht verzögern.«

Sie ließ ihn stehen und ging mit klopfendem Herzen und zitternden Händen auf ihre Truhe zu. Sie setzte sich darauf und versuchte sich zu beruhigen.

Tozbek brüllte mit deutlicher Verärgerung in der Stimme einige Befehle. Die Segel wurden gerefft, und das Schiff wurde langsamer. Schallan stieß die Luft aus und fühlte sich wie eine Närrin.

Dennoch hatte das, was Jasnah gesagt hatte, gewirkt. Die Art und Weise, wie sich Schallan verhalten hatte, hatte in Tozbeks Augen etwas *erschaffen*. Eine Illusion? Vielleicht so etwas wie die Sprengsel? Bruchstücke menschlicher Erwartungen, denen Leben eingehaucht worden war?

Mit dem Schiff wurde auch der Santhid langsamer. Nervös erhob sich Schallan, als einige Matrosen mit einem Tau auf sie zukamen. Zögernd flochten sie eine Schlinge, in die sie den Fuß stellen konnte, und dann erklärten sie ihr, sie solle sich am Tau festhalten, während sie nach unten gelassen wurde. Ein zweites, kleineres Seil banden sie ihr fest um die Hüfte; damit würden sie die nasse und erniedrigte Schallan wieder an Deck ziehen. So würde es nach Ansicht der Männer ausgehen.

Schallan zog ihre Schuhe aus und kletterte dann über die Reling, wie es ihr erklärt worden war. War es vorhin eigentlich auch schon so stürmisch gewesen? Einen Moment lang wurde ihr schwindlig, als sie in Strümpfen auf dem schmalen Rand stand und ihr Kleid im Wind flatterte. Ein Windsprengsel huschte zu ihr hinauf und bildete sich zu einem Gesicht mit Wolken dahinter aus. Bei allen Stürmen, dieses Wesen sollte sich besser nicht einmischen. War es die menschliche Einbildungskraft, die den Windsprengseln ihren spitzbübisch-boshaften Funken verliehen hatte?

Unsicher trat sie in die Schlinge des Taus, nachdem die Seeleute es neben ihr bis zu ihren Füßen herabgelassen hatten, und Yalb gab ihr die Maske, von der er gesprochen hatte.

Jasnah kam an Deck und blickte sich verwirrt um. Sie sah Schallan an der Seite des Schiffes stehen und hob eine Braue.

Schallan zuckte die Achseln und bedeutete den Männern, sie herabzulassen.

Während sie langsam dem Wasser und dem scheuen Wesen näher kam, das auf den Wellen auf und ab stieg, weigerte sie sich, sich selbst als dumm anzusehen. Die Männer hielten das Tau etwa einen oder zwei Fuß über dem Wasser an, und sie setzte sich die Maske auf, die von Riemen gehalten wurde und den größten Teil des Gesichtes einschließlich der Nase bedeckte.

»Hinunter!«, rief sie nach oben.

Sie glaubte, in der Langsamkeit, mit der das Tau hinuntergelassen wurde, das Widerstreben der Männer zu erkennen. Ihr Fuß traf auf das Wasser, und beißende Kälte schoss an ihrem Bein hoch. Sturmwater! Aber sie rief nicht zum Halt. Sie wurde weiter abgesenkt, bis sich ihre Beine vollständig im eiskalten Wasser befanden. Ihr Rock plusterte sich auf höchst unangenehme und peinliche Weise auf, und sie musste in der Schlinge tatsächlich auf den Saum treten, damit er nicht über die Hüfte stieg und auf dem Wasser trieb, während sie untertauchte.

Einen Moment lang kämpfte sie mit dem Stoff und war froh, dass die Männer hoch droben nicht sehen konnten, wie sie errötete. Aber je nasser der Rock wurde, desto leichter war er zu bewältigen. Schließlich konnte sie in die Hocke gehen, während sie sich noch immer am Seil festhielt, und schon reichte ihr das Wasser bis zur Hüfte.

Dann steckte sie den Kopf unter Wasser.

Licht strömte in strahlenden, schimmernden Säulen von der Oberfläche herab. Hier gab es *Leben* – wildes, erstaunliches Leben. Winzige Fische zischten hierhin und dorthin und nagten an der Unterseite der Schale, die das majestätische Tier bedeckte. Die wahre Gestalt des Santhid war knorrig wie ein uralter Baum; die Haut war gekräuselt und voller Falten, und er besaß lange, herabhängende blaue Tentakel wie die einer Qualle, nur viel dicker. Sie verschwanden in den Tiefen und trieben schräg hinter dem Tier her.

Unter der Schale befand sich eine grau-blaue knotige Masse. Die Runzeln und Falten, die dem Tier ein uraltes Aussehen verliehen, umgaben ein großes Auge an der Seite – vermutlich steckte sein Zwilling auf der anderen Seite. Es wirkte behäbig und gleichzeitig majestätisch und hatte mächtige Flossen, die es wie Ruder bewegte. Eine Gruppe merkwürdiger Sprengsel, die wie Pfeile geformt waren, bewegten sich um das Tier herum.

Fischschwärme schossen durch das Wasser. Auch wenn die Tiefen leer zu sein schienen, brodelte es in der Umgebung des Santhid geradezu vor Leben – ebenso wie unter dem Kiel des Schiffes. Winzige Fische nagten am Holz. Sie bewegten sich zwischen dem Santhid und der Schaluppe hin und her, manchmal allein, manchmal in Schwärmen. War das der Grund, warum diese Kreaturen neben den Schiffen herschwammen? Hatte es etwas mit den Fischen zu tun?

Sie betrachtete dieses Wesen. Sein Auge – das so groß wie Schallans ganzer Kopf war – wandte sich zu ihr um, *sah* sie. In diesem Augenblick spürte Schallan die Kälte nicht mehr. Und nichts war ihr peinlich. Sie blickte in eine Welt, die – soweit sie wusste – noch kein Gelehrter zuvor besucht hatte.

Sie blinzelte, nahm ein Erinnerungsbild von dem Wesen und legte es in ihrem Kopf ab, um es später zeichnen zu können.



Die Leichen der Dunkelaugen dagegen wurden verbrannt. Sie verwandelten sich in Rauch und stiegen himmelwärts zu dem auf, was sie dort erwarten mochte. Wie ein Brandopfer.

Atem. Der Atem eines Hellauges war nicht anders als der eines Dunkelauges. Nicht süßer, nicht freier. Der Atem von Königen und Sklaven vermischte sich, wurde von anderen Menschen wieder eingeatmet, wieder und wieder.

Kaladin erhob sich und öffnete die Augen. Er hatte den Großsturm in der Dunkelheit dieses kleinen Raums neben der neuen Baracke von Brücke Vier verbracht. Allein. Er ging zur Tür, doch dann hielt er inne. Er legte die Finger auf einen Mantel, von dem er wusste, dass er an einem Haken von der Wand hing. In der Finsternis vermochte er die dunkelblaue Farbe nicht zu erkennen und auch nicht die Kholin-Glyphe auf dem Rücken, die den Umriss von Dalinars Siegel besaß.

Es hatte den Anschein, dass jede Veränderung in seinem Leben durch einen Sturm gekennzeichnet wurde. Und das hier war ein gewaltiger gewesen. Er drückte die Tür auf und trat als freier Mann in das Licht hinaus.

Fürs Erste ließ er den Mantel zurück.

Brücke Vier jubelte, als er heraustrat. Sie waren bei abklingendem Sturm zum Baden und Rasieren gegangen, wie es ihre Gewohnheit war. Die Reihe war fast fertig; Fels rasierte jeden der Männer. Der große Hornesser summt sich leise etwas vor, während er das Messer über Drehys immer kahler werdenden Kopf führte. Die Luft roch feucht vom Regen, und eine ausgewaschene Feuerstelle in der Nähe war der einzige verbliebene Hinweis auf den Eintopf, den die Gruppe in der vergangenen Nacht miteinander geteilt hatte.

In vieler Hinsicht war dieser Ort gar nicht so verschieden von den Holzplätzen, denen seine Männer vor Kurzem entkommen waren. Die langen, rechteckigen Baracken sahen genauso aus – sie waren eher das Werk von Seelengießern, als dass sie von Menschenhand errichtet schienen. Vielmehr wirkten sie

wie gewaltige steinerne Klötze. Aber sie besaßen einige kleinere Räume an den Seiten für die Sergeanten mit eigenen Türen, die sich unmittelbar nach draußen öffneten. Sie waren mit den Symbolen der Einheiten bemalt, die sie zuvor benutzt hatten; Kaladins Männer würden sie übermalen müssen.

»Moasch!«, rief Kaladin. »Narb, Teft!«

Die drei liefen auf ihn zu und platschten dabei durch die Pfützen, die der Sturm zurückgelassen hatte. Sie trugen die Kleidung der Brückenmänner: einfache Hosen, die an den Knien abgeschnitten waren, und Lederwesten über dem bloßen Oberkörper. Trotz der Wunde an seinem Fuß war Narb wieder sehr beweglich und bemühte sich sichtbar, nicht zu humpeln. Kaladin wollte ihm noch keine Bettruhe verordnen. Die Wunde war nicht allzu schlimm, und er brauchte den Mann.

»Ich will mir ansehen, was wir haben«, sagte Kaladin und führte sie von der Baracke weg. Sie konnte fünfzig Männer und ein halbes Dutzend Sergeanten beherbergen. Weitere Baracken flankierten sie an den Seiten. Kaladin stand ein ganzer Block – zwanzig Gebäude – zur Verfügung, in dem er sein neues Bataillon früherer Brückenmänner unterbringen konnte.

Zwanzig Gebäude. Dass es Dalinar möglich gewesen war, so einfach einen Block von zwanzig Gebäuden für die Brückenmänner zu finden, deutete auf die schreckliche Wahrheit hin – auf die Verluste, die Sadeas' Verrat gekostet hatte. Tausende Männer waren gestorben. Schreiberinnen arbeiteten in der Nähe einiger Baracken und beaufsichtigten die Parscher, die Haufen von Kleidung und all die anderen persönlichen Gegenstände hinaustrugen. Es war das Eigentum der Verstorbenen.

Nicht wenige Schreiberinnen hatten rote Augen und wirkten völlig erschöpft. Sadeas hatte in Dalinars Lager Tausende neue Witwen gemacht und vermutlich genauso viele Waisen. Wenn Kaladin einen Grund benötigt hätte, diesen Mann zu hassen, dann hätte er ihn hier gefunden – im Leid all jener, deren Männer ihm auf dem Schlachtfeld vertraut hatten.

In Kaladins Augen gab es keine größere Sünde als den Verrat eines Verbündeten in der Schlacht – außer vielleicht den Verrat an den eigenen Männern, wenn sie ermordet wurden, nachdem sie ihr Leben zum Schutz ihres Herrn aufs Spiel gesetzt hatten. Kaladin spürte, wie seine Wut aufflammte, als er an Amaram und dessen Taten dachte. Das Sklavenmal auf seiner Stirn schien wieder zu brennen.

Amaram und Sadeas. Zwei Männer in Kaladins Leben, die irgendwann für das würden bezahlen müssen, was sie getan hatten. Und überdies würden auf diese Bezahlung auch noch hohe Zinsen fällig werden.

Kaladin ging zusammen mit Teft, Moasch und Narb weiter. Diese Baracken, die allmählich von den persönlichen Gegenständen der Toten geleert wurden, waren überdies noch voller Brückenmänner. Sie wirkten wie die Männer von Brücke Vier; sie trugen die gleichen Westen und knielangen Hosen. Doch in anderer Hinsicht hätten sie sich kaum mehr von den Männern von Brücke Vier unterscheiden können. Sie hatten zerzauste Haarschöpfe und Bärte, die seit Monaten nicht mehr geschnitten worden waren, und ihre tief in die Höhlen eingesunkenen Augen wirkten ganz so, als würden sie nicht oft genug blinzeln. Sie ließen die Schultern hängen. Und ihre Gesichter waren ausdruckslos.

Jeder von ihnen saß allein, obwohl sie alle von ihren Gefährten umgeben waren.

»Ich erinnere mich an dieses Gefühl«, sagte Narb leise. Der kleine, drahtige Mann hatte ein scharfkantiges Gesicht und silbernes Haar an den Schläfen, obwohl er nur wenig älter als dreißig Jahre war. »Ich will es nicht, aber ich erinnere mich.«

»Aus diesen Männern sollen wir eine Armee bilden?«, fragte Moasch.

»Kaladin hat es mit Brücke Vier doch auch geschafft, oder?«, meinte Teft und wedelte mit dem Finger vor Moasch herum. »Und er wird es wieder schaffen.«

»Ein paar Dutzend Männer auszubilden ist etwas anderes, als es gleich mit ein paar Hundert zu machen«, sagte Moasch und trat einen Ast beiseite, der vom Großsturm abgerissen worden war. Moasch war zwar groß und stämmig und hatte eine Narbe an der Wange, aber kein Sklavenmal auf der Stirn. Er ging aufrecht und mit gerecktem Kinn. Wenn man von seinen dunkelbraunen Augen absah, hätte er auch als Offizier durchgehen können.

Kaladin führte die drei an einer Baracke nach der anderen vorbei und zählte still. Es waren fast tausend Männer, und auch wenn er ihnen gestern gesagt hatte, dass sie nun frei waren und in ihr altes Leben zurückkehren konnten, wenn sie wollten, schienen doch wenige etwas anderes tun zu wollen, als hier herumzusitzen. Ursprünglich hatte es vierzig Brückenmannschaften gegeben, doch viele waren während des letzten Anschlags ausgelöscht worden, und andere waren schon vorher unterbesetzt gewesen.

»Wir werden sie zu zwanzig Mannschaften zusammenschließen«, sagte Kaladin, »zu je fünfzig Mann.« Über ihm flatterte Syl wie ein Band aus Licht. Die Männer ließen nicht erkennen, ob sie das Sprengsel ebenfalls sahen; für sie war es wohl unsichtbar. »Wir können nicht jeden der tausend Männer einzeln unterrichten, zumindest nicht jetzt schon. Wir müssen die eifrigeren unter ihnen ausbilden und sie dann beauftragen, den Befehl über ihre eigenen Mannschaften auszuüben.«

»Vermutlich«, meinte Teft und kratzte sich am Kinn. Er war der älteste der Brückenmänner und einer der wenigen, die noch einen Bart trugen. Die meisten anderen hatten ihn zum Zeichen des Stolzes abnehmen lassen; es war ein Merkmal, das die Männer von Brücke Vier von den einfachen Sklaven unterschied. Aus dem gleichen Grund hielt Teft seinen Bart stets sauber gestutzt. Dort, wo er noch nicht ergraut war, war er hellbraun, und Teft trug ihn kurz und eckig, fast wie ein Feuerer.

Moasch zog eine Grimasse, als er die Brückenmänner betrachtete. »Du nimmst also an, dass manche von ihnen eifriger als die anderen sind, Kaladin. In meinen Augen sehen sie alle gleich niedergeschlagen aus.«

»Einige werden noch die Kraft zum Kämpfen in sich haben«, sagte Kaladin und ging zurück zu Brücke Vier. »Zum Beispiel diejenigen, die sich in der letzten Nacht zu uns ans Feuer gesetzt haben. Teft, du musst ein paar weitere für mich auswählen. Stell Mannschaften zusammen und such dann vierzig Männer aus – zwei aus jeder Mannschaft –, die als erste ausgebildet werden. Du wirst das Kommando über sie haben. Diese vierzig werden der Keim sein, mit dem wir den Übrigen helfen werden.«

»Ich vermute, das könnte ich.«

»Gut. Ich gebe dir ein paar Männer zur Hilfe.«

»Ein paar?«, fragte Teft. »Ich könnte mehr als nur ein paar gebrauchen ...«

»Du wirst erst einmal mit wenigen auskommen müssen«, sagte Kaladin und blieb auf dem Pfad stehen. Dann wandte er sich nach Westen in Richtung des königlichen Komplexes, der sich hinter der Lagermauer erhob. Er lag auf einem Berghang und überblickte den Rest der Kriegslager. »Die meisten von uns werden gebraucht, um Dalinar Kholin am Leben zu erhalten.«

Moasch und die anderen blieben neben ihm stehen. Kaladin blinzelte zum Palast hinüber. Er wirkte gar nicht großartig genug, um einen König zu beherbergen. Hier draußen war alles nur Stein und nochmals Stein.

»Traust du Dalinar etwa?«, fragte Moasch.

»Er hat seine Splitterklinge für uns aufgegeben«, sagte Kaladin.

»Das war er uns auch schuldig«, meinte Narb mit einem Grunzen. »Wir haben ihm schließlich das Leben gerettet.«

»Vielleicht war es doch nur Getue«, sagte Moasch und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ein politisches Spiel, bei dem er und Sadeas sich zu beeinflussen versuchen.«

Syl stieg auf Kaladins Schulter herab und nahm die Gestalt einer jungen Frau in einem fließenden blau-weißen Kleid an. Sie rang die Hände, als sie den königlichen Komplex betrachtete, in den sich Dalinar Kholin zurückgezogen hatte.

Er hatte Kaladin gesagt, dass er etwas tun werde, worüber eine Menge Leute sehr verärgert sein würden. *Ich werde ihnen ihre Spiele wegnehmen ...*

»Wir müssen diesen Mann am Leben halten«, sagte Kaladin und sah wieder die anderen an. »Ich weiß zwar nicht, ob ich ihm vertraue, aber er ist die einzige Person auf dieser Ebene, die zumindest eine Spur von Mitgefühl für die Brückenmänner gezeigt hat. Wenn er stirbt, wird es wohl nicht lange dauern, bis uns sein Nachfolger wieder an Sadeas verkauft.«

Narb schnaubte verächtlich. »Ich möchte sehen, wie sie es versuchen wollen, wenn ein Strahlender Ritter uns anführt.«

»Ich bin kein Strahlender.«

»Was auch immer du sein magst«, meinte Narb, »es wird nicht leicht für sie, dich uns wegzunehmen.«

»Glaubst du, ich kann gegen sie alle kämpfen, Narb?«, fragte Kaladin und sah dem älteren Mann in die Augen. »Gegen Dutzende von Splitterträgern? Gegen Zehntausende Soldaten? Glaubst du, dass ein einziger Mann das kann?«

»Nicht ein Mann«, sagte Narb stur, »aber du.«

»Ich bin kein Gott, Narb«, meinte Kaladin. »Ich kann mich nicht gegen das Gewicht von zehn Armeen stemmen.« Er wandte sich an die anderen beiden. »Wir haben beschlossen, hier auf der Zerbrochenen Ebene zu bleiben. Warum?«

»Was hätte es für einen Sinn wegzulaufen?«, fragte Teft und zuckte die Achseln. »Selbst als freie Männer würden wir doch in irgendeiner Armee da draußen in den Bergen landen. Entweder das, oder wir müssten verhungern.«

Moasch nickte. »Dieser Ort hier ist so gut wie jeder andere, solange wir nur frei sind.«

»Dalinar Kholin ist unsere größte Hoffnung auf ein *richtiges* Leben«, sagte Kaladin. »Als Leibwächter, nicht als zwangsverpflichtete Arbeiter. Als freie Männer, trotz der Brandmale auf unserer Stirn. Niemand sonst wird uns dazu verhelfen. Wenn wir frei sein wollen, dann müssen wir dafür sorgen, dass Dalinar Kholin überlebt.«

»Und der Attentäter in Weiß?«, fragte Narb leise.

Sie hatten gehört, was dieser Mann auf der ganzen Welt anrichtete; überall schlachtete er Könige und Großprinzen ab. Nachrichten über ihn schwirrten durch die Kriegslager, seit entsprechende Berichte durch die Spannfedern hereinkamen. Der Kaiser von Azir – tot. Jah Keved in Aufruhr. Ein halbes Dutzend anderer Nationen – ohne Führer.

»Er hat bereits unseren König umgebracht«, sagte Kaladin. »Der alte Gavilar war das erste Opfer dieses Attentäters. Wir können nur hoffen, dass er hier fertig ist. Wie dem auch sei, wir werden Dalinar beschützen. Koste es, was es wolle.«

Einer nach dem anderen nickte, wenn auch widerstrebend. Er konnte es ihnen nicht vorwerfen. Das Vertrauen in die Hellaugen hatte sie nicht gerade weit gebracht – selbst Moasch, der früher gut über Dalinar gesprochen hatte, schien seine Zuneigung zu diesem Mann nun verloren zu haben. Und auch zu allen anderen Hellaugen.

In Wahrheit war Kaladin ein wenig erstaunt über sich selbst, weil er ein solches Vertrauen verspürte. Aber, bei allen Stürmen, Syl mochte Dalinar. Und das war sehr bedeutsam.

»Gegenwärtig sind wir schwach«, sagte Kaladin und senkte die Stimme. »Aber wenn wir eine Weile mitspielen und Kholin beschützen, wird sich das für uns auszahlen. Ich bin in der Lage, euch als Soldaten und Offiziere auszubilden. Und dann werden wir die anderen anlernen.«

Als zwei Dutzend frühere Brückenmänner könnten wir da draußen niemals allein bestehen. Aber was ist, wenn wir statt-

dessen eine recht fähige und gut ausgebildete Söldnertruppe von tausend Soldaten sind, ausgestattet mit der besten Ausrüstung aus den Kriegslagern? Wenn es zum Schlimmsten kommen sollte und wir die Lager verlassen müssen, würde ich das gern als Einheit tun, die abgehärtet und unmöglich zu übersehen ist. Gebt mir ein Jahr mit diesen tausend Männern, und ich werde es schaffen.«

»Endlich einmal ein Plan, der mir gefällt«, sagte Moasch. »Werde ich lernen, wie man ein Schwert benutzt?«

»Wir sind noch immer Dunkelaugen, Moasch.«

»Du nicht«, sagte Narb auf der anderen Seite. »Ich habe deine Augen gesehen, während ...«

»Sei still!«, sagte Kaladin und atmete tief durch. »Sei einfach still. Reden wir nicht mehr darüber.«

Narb verstummte.

»Ich werde euch zu Offizieren ernennen«, sagte Kaladin zu ihnen. »Euch drei, und Sigzil und Fels auch. Ihr werdet Leutnants sein.«

»Dunkeläugige Leutnants?«, fragte Narb. Dieser Rang bedeutete üblicherweise die Entsprechung des Sergeanten in einer Kompanie, die nur aus Hellaugen bestand.

»Dalinar hat mich zum Hauptmann gemacht«, sagte Kaladin. »Er hat gesagt, das sei der höchste Rang, den er einem Dunkelauge zuzuerkennen wagt. Nun, ich muss eine vollständige Kommandostruktur für tausend Männer entwickeln, und wir brauchen noch etwas zwischen dem Sergeanten und dem Hauptmann. Deshalb ernenne ich euch fünf zu Leutnants. Ich glaube, Dalinar wird mir das durchgehen lassen. Falls wir noch einen weiteren Rang brauchen, werden wir Oberfeldwebel nehmen.

Fels wird Quartiermeister und muss sich um die Verpflegung der tausend kümmern. Lopen wird sein Stellvertreter. Teft, dir obliegt die Ausbildung. Sigzil ist unser Schreiber. Er ist der Einzige, der Glyphen lesen kann. Moasch und Narb ...«



hatte. Hobber zuckte hin und wieder unter Schmerzen zusammen, aber stets blieb ein Grinsen auf seinem Gesicht.

Kaladin hatte gehört, dass man eine Narbe mit einer Tätowierung überdecken konnte, und tatsächlich schien es auch recht gut zu funktionieren. Sobald die Tinte eingespritzt war, zogen die Glyphen den Blick auf sich, und man erkannte kaum mehr, dass die Haut darunter vernarbt war.

Sobald die Tätowiererin ihre Arbeit vollendet hatte, holte sie einen Spiegel hervor, damit sich Hobber darin betrachten konnte. Zögernd betastete der Brückenmann seine Stirn. Die Haut war von den Nadeln gerötet, aber die dunkle Tätowierung verdeckte das Brandmal vollkommen.

»Was heißt das?«, fragte Hobber leise; Tränen standen in seinen Augen.

»Freiheit«, sagte Sigzil, bevor Kaladin antworten konnte. »Diese Glyphe bedeutet Freiheit.«

»Und die kleineren darüber«, erklärte Kaladin, »bezeichnen das Datum, an dem du in die Freiheit entlassen wurdest, sowie den Namen desjenigen, der dich befreit hat. Selbst wenn du deinen Freiheitsbrief verlieren solltest, wird dich niemand als angeblich entlaufener Sklave ins Gefängnis werfen, denn du trägst den Gegenbeweis sichtbar auf der Stirn. Im Zweifelsfall kann jeder zu Dalinar Kholins Schreiberinnen gehen, die eine Kopie deines Freiheitsbriefes besitzen.«

Hobber nickte. »Das ist gut, aber nicht gut genug. Setz ›Brücke Vier‹ hinzu. Freiheit, Brücke Vier.«

»Weil du von Brücke Vier befreit wurdest?«

»Nein. Ich wurde nicht *von* Brücke Vier befreit. Ich wurde *durch* sie befreit. Ich würde meine Zeit bei ihr für nichts in der Welt eintauschen wollen.«

Das war verrückt. Brücke Vier war der Tod in Person gewesen. Dutzende Männer waren umgekommen, während sie diese verfluchte Brücke getragen hatten. Selbst nachdem Kaladin beschlossen hatte, die Männer zu retten, waren noch zu viele

gestorben. Hobber wäre ein Narr gewesen, wenn er nicht wegelaufen wäre, falls sich die Möglichkeit dazu ergeben hätte.

Doch nun saß er stur da, bis Kaladin die passenden Glyphen für die Tätowiererin hervorzog. Sie war eine ruhige, starke und dunkeläugige Frau, die so wirkte, als könnte sie eine Brücke ganz allein tragen. Erneut setzte sie sich auf ihren Schemel und fügte Hobbers Stirn zwei weitere Glyphen hinzu, rechts neben jener, die »Freiheit« bedeutete. Dabei erklärte sie ausführlich – wieder einmal –, dass die Tätowierung einige Tage schmerzen werde und er sich unbedingt um ihre Sauberkeit kümmern müsse.

Er nahm die neuen Tätowierungen mit einem Grinsen hin. Es war zwar reine Dummheit, aber die anderen nickten zustimmend und klopfen Hobber auf den Arm. Sobald er fertig war, setzte sich Narb und wollte ebenfalls die vollständige Reihe der Tätowierungen haben.

Kaladin trat zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und schüttelte den Kopf. Außerhalb des Zeltes wurde auf dem geschäftigen Marktplatz gekauft und verkauft. Das »Kriegslager« war eigentlich eine Stadt, errichtet in der kraterähnlichen Senke einer gewaltigen Felsformation. Der lange Krieg auf der Zerbrochenen Ebene hatte Kaufleute aller Art angezogen und überdies Artisten, Handwerker und sogar ganze Familien mit Kindern.

Mit sorgenvoller Miene stand Moasch da und beobachtete die Tätowiererin. Er war nicht der Einzige in der Brückenmannschaft, der kein Sklavenmal hatte. Teft besaß ebenfalls keines. Sie waren zu Brückenmännern gemacht worden, ohne vorher Sklaven gewesen zu sein. Das war in Sadeas' Lager oft geschehen – hier galt das Tragen der Brücken als eine Bestrafung für alle möglichen Arten von Gesetzesübertretungen.

»Wer kein Sklavenmal hat«, sagte Kaladin laut zu den Männern, »muss nicht zum Tätowieren gehen. Ihr gehört trotzdem zu uns.«

»Nein«, sagte Fels. »Ich will das haben.« Er beharrte darauf, nach Narb Platz zu nehmen und die Tätowierung mitten auf die Stirn zu bekommen, obwohl auch er kein Brandmal trug. Jeder der Männer, die kein Sklavenzeichen hatten – einschließlich Beld und Teft –, setzte sich und erhielt seine Tätowierung auf die Stirn.

Nur Moasch wich davon ab und ließ sich den Oberarm tätowieren. Gut. Im Gegensatz zu den anderen musste er nicht mit dem deutlich sichtbaren Zeichen seiner früheren Sklavenschaft herumlaufen.

Moasch stand von dem Sitz auf, und ein anderer nahm seinen Platz ein. Es war ein Mann mit rot und schwarz marmorierter Haut, die wie Stein wirkte. Brücke Vier verfügte über alle möglichen Männer, aber Schen war eine Klasse für sich. Ein Parscher.

»Ich kann ihn nicht tätowieren«, sagte sie Künstlerin. »Er steht in jemandes Eigentum.«

Kaladin machte den Mund auf und wollte etwas entgegnen, aber ein anderer Brückenmann antwortete ihr zuerst.

»Er ist befreit worden, genauso wie wir«, sagte Teft.

»Er ist einer aus unserer Mannschaft. Gib ihm die Tätowierung, oder du wirst kein Geld von uns sehen.« Er errötete, nachdem er dies gesagt hatte, und schaute zu Kaladin hinüber – der für all das zahlen würde, indem er die Kugeln benutzte, die Dalinar Kholin ihm gegeben hatte.

Auch andere Brückenmänner beschwerten sich, und schließlich seufzte die Tätowiererin und gab nach. Sie zog ihren Schemel heran und begann mit der Arbeit an Schens Stirn.

»Man wird es nicht einmal sehen können«, brummte sie, obwohl Sigzils Haut fast genauso dunkel war wie die von Schen und sich die Tätowierung bei ihm deutlich erkennen ließ.

Schließlich sah Schen in den Spiegel und stand auf. Er warf Kaladin einen kurzen Blick zu und nickte. Schen redete nie viel, und Kaladin wusste nicht recht, was er von dem Mann zu halten hatte. Es war leicht, ihn einfach zu vergessen, denn

für gewöhnlich schritt er still am Ende der Brückenmänner-Gruppe mit. Unsichtbar. So waren die Parscher meistens.

Schen war fertig, und nur Kaladin war noch übrig. Er setzte sich und schloss die Augen. Die Schmerzen der Nadeln waren stärker, als er es vermutet hatte.

Nach kurzer Zeit fluchte die Tätowiererin leise.

Kaladin öffnete die Augen, als sie mit einem Tuch über seine Stirn wischte. »Was ist los?«, fragte er.

»Die Tinte will nicht halten!«, sagte sie. »So etwas habe ich noch nie erlebt. Wenn ich über deine Stirn wische, geht die ganze Tinte wieder ab! Die Tätowierung bleibt nicht.«

Kaladin seufzte und bemerkte, dass ein wenig Sturmlicht durch seine Adern tobte. Er hatte nicht einmal bemerkt, wie er es auf sich gezogen hatte, aber es schien ihm immer leichter zu fallen, es in sich zu behalten. In letzter Zeit nahm er stets ein wenig davon in sich auf, wenn er umherschritt. Das Sturmlicht in sich hineinzuleiten, war wie einen Weinschlauch zu füllen. Wenn man ihn bis zum Rande füllte und keinen Stopfen daraufsetzte, würde der Wein rasch wieder hervorspritzen und schließlich zu einem Tröpfeln werden. Genauso war es mit dem Licht.

Er verbannte es aus sich und hoffte, dass die Tätowiererin nicht bemerkte, wie er eine kleine Wolke aus glimmendem Rauch ausstieß. »Versuch es noch einmal«, sagte er, während sie neue Tinte hervorholte.

Diesmal hielt die Tätowierung. Kaladin saß die ganze Zeit mit zusammengepressten Zähnen da und hob den Blick, als sie ihm den Spiegel vorhielt. Das Gesicht, das auf Kaladin zurückschaute, erschien ihm fremd. Es war sauber rasiert, die Haare waren für die Tätowierung zurückgekämmt, das Sklavental war verdeckt und für den Augenblick vergessen.

*Kann ich wieder zu diesem Mann werden?*, dachte er, hob die Hand und berührte seine Wange. *Dieser Mann ist doch gestorben, oder?*

Syl landete auf seiner Schulter und blickte gemeinsam mit ihm in den Spiegel. »Leben vor dem Tod, Kaladin«, flüsterte sie.

Unbewusst saugte er das Sturmlicht ein. Nur ein wenig, den Bruchteil eines Kugelwertes. Es floss wie eine Druckwelle durch seine Adern, wie Wind, der in einem kleinen Raum eingesperrt war.

Die Tätowierung auf seiner Stirn schmolz dahin. Sein Körper schied die Tinte aus, die nun an seinem Gesicht heruntertropfte. Die Tätowiererin fluchte wieder und packte ihren Lappen.

In Kaladin blieb das Bild der schmelzenden Glyphen zurück. Aufgelöste Freiheit und darunter die grausamen Narben seiner Gefangenschaft. Beherrscht von einer Brandglyphe.

*Schasch.* Gefährlich.

Die Frau wischte ihm über das Gesicht. »Ich weiß nicht, was hier gerade passiert! Ich war mir sicher, dass es diesmal hält. Ich ...«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Kaladin und nahm ihr den Lappen aus der Hand, während er aufstand. Damit wischte er den Rest fort. Dann wandte sich den anderen zu, den Brückenmännern, die jetzt Soldaten waren. »Anscheinend sind die Narben mit mir noch nicht fertig. Ich werde es ein andermal erneut versuchen.«

Sie nickten. Er würde ihnen später erklären, was geschehen war; schließlich wussten sie um seine Fähigkeiten.

»Wir sollten gehen«, sagte Kaladin zu ihnen und warf der Tätowiererin einen kleinen Beutel mit Kugeln zu. Dann nahm er seinen Speer, den er neben dem Zeltingang in den Boden gerammt hatte. Die anderen gesellten sich zu ihm und legten sich die Speere auf die Schultern. Sie mussten nicht bewaffnet sein, solange sie sich im Lager befanden, aber er wollte sie an die Vorstellung gewöhnen, dass sie nun das Recht hatten, Waffen zu tragen.

Der Markt war gut besucht und äußerst geschäftig. Natürlich waren die Zelte während des letzten Großsturms abgeschlagen und sicher verwahrt worden, aber inzwischen waren sie alle längst wieder errichtet. Er bemerkte die Parscher – vielleicht weil er gerade an Schen dachte. In kürzester Zeit sah er Dutzende von ihnen, die dabei halfen, die letzten Zelte aufzubauen, Einkäufe für Hellaugen zu tragen oder Ladenbesitzern beim Stapeln ihrer Waren zu helfen.

*Wie denken sie wohl über diesen Krieg auf der Zerbrochenen Ebene?, fragte sich Kaladin. Über einen Krieg, der die einzigen freien Parscher auf der ganzen Welt unterjochen soll?*

Er hätte gern von Schen eine Antwort auf diese Frage erhalten, aber das Einzige, was er von diesem Parscher je bekam, war ein Schulterzucken.

Kaladin führte seine Männer über den Markt, auf dem es viel freundlicher zuging als auf jenem in Sadeas' Lager. Obwohl die Menschen die Brückenleute anstarrten, verhöhnnte sie niemand, und das Feilschen an den Ständen war zwar heftig, aber nie kam es zu einem lauten Streit. Hier schien es sogar weniger Bettler und Straßenjungen zu geben.

*Das willst du nur glauben, dachte Kaladin. Du willst glauben, dass Dalinar wirklich der Mann ist, für den ihn alle halten. Das ehrenwerte Hellauge aus den Geschichten. Aber alle haben dasselbe über Amaram gesagt.*

Sie kamen an einigen Soldaten vorbei. Doch an allzu wenigen. Es waren die Männer, die im Lager auf dem Posten geblieben waren, während die anderen den katastrophalen Angriff geführt hatten, bei dem Sadeas Dalinar verraten hatte. Als sie an einer Gruppe vorbeikamen, die auf dem Markt patrouillierte, bemerkte Kaladin, wie die beiden vordersten Männer plötzlich die Arme hoben und die Handgelenke überkreuzten.

Woher hatten sie den alten Gruß von Brücke Vier gelernt, und dazu noch so schnell? Diese Männer machten die Bewe-

gung nicht als einen vollständigen Salut, sondern als kleine Geste, aber sie nickten Kaladin und seinen Männern zu, als sie vorübergingen. Plötzlich erhielt die Ruhe des Marktes für Kaladin eine andere Qualität. Vielleicht rührte sie nicht nur von der Ordnung und Organisation her, die in Dalinars Armee herrschte.

Über dem Kriegslager lag eine Atmosphäre stillen Schreckens. Tausende waren durch Sadeas' Verrat ums Leben gekommen. Bestimmt kannte jeder hier mindestens einen Mann, der dort draußen auf dem Plateau gestorben war. Und vermutlich fragte sich ein jeder, ob der Streit zwischen den beiden Großprinzen eskalieren würde.

»Es ist nett, als Held betrachtet zu werden, nicht wahr?«, meinte Sigzil, der neben Kaladin herging und die Gruppe der Soldaten beobachtete.

»Was glaubst du, wie lange ihr Wohlwollen anhalten wird?«, fragte Moasch. »Wie lange wird es dauern, bis sie uns nicht mehr so wohlwollend begegnen?«

»Ha!« Fels ragte hinter ihm auf und klopfte Moasch auf die Schulter. »Heute wird sich nicht beschwert! Das machst du ohnehin viel zu oft. Bring mich nicht dazu, dass ich dir einen Tritt verpasse. Ich trete nicht gern zu. Das tut in den Zehen zu weh.«

»Du willst mich treten?«, schnaubte Moasch. »Du willst doch nicht mal einen Speer tragen, Fels.«

»Mit Speeren kann man keine Nörgler treten. Aber große Unkalaki-Füße wie meine sind dafür wie geschaffen. Das ist doch klar und deutlich zu sehen, oder?«

Kaladin führte die Männer vom Markt weg und zu einem großen rechteckigen Gebäude in der Nähe der Kaserne. Dieses Haus bestand aus behauenen Stein und war nicht das Werk eines Seelengießers, was schon an der feineren Ausführung zu erkennen war. Solche Gebäude wurden in den Kriegslagern immer häufiger, je mehr Steinmetze hier eintrafen.

Das Seelengießen ging zwar schneller, aber es war auch teurer und weniger anpassungsfähig. Er wusste nicht viel darüber, doch ihm war bekannt, dass die Möglichkeiten der Seelengießer beschränkt waren. Aus diesem Grund sahen die Kasernen überall gleich aus.

Kaladin führte seine Männer in das hoch aufragende Gebäude und zu einem Tresen, hinter dem ein grauhaariger Mann mit einem gewaltigen Bauch einige Parscher beaufsichtigte, die Ballen aus blauem Stoff stapelten. Es war Rind, Kholins Hauptquartiermeister, dem Kaladin am vergangenen Abend Anweisungen geschickt hatte. Rind war zwar ein Hellauge, aber er war auch das, was man einen »Zehner« nannte – also ein Rang, der nur knapp über den Dunkelaugen stand.

»Ah!«, sagte Rind mit hoher Stimme, die nicht zu seinem Bauchumfang passte. »Da bist du ja! Ich habe alles für dich, Hauptmann. Alles, was ich noch übrig habe.«

»Übrig?«, fragte Moasch.

»Uniformen der Kobaltgarde! Ich hab ein paar neue in Auftrag gegeben, aber das hier ist alles, was noch auf Lager war.« Rind wurde etwas kleinlauter. »Hatte ja keine Ahnung, dass so viele so schnell gebraucht werden.« Er sah Moasch von oben bis unten an, gab ihm dann eine der Uniformen und deutete auf eine kleine Kabine, in der er sich umziehen konnte.

Moasch nahm die Uniform entgegen. »Sollen wir unsere Lederwesten darüber tragen?«

»Ha!«, sagte Rind. »Diejenigen, die mit so vielen Knochen geschmückt sind, dass ihr wie ein westlicher Schädelträger an einem Festtag aussieht? Ich habe davon gehört. Nein, Hellherr Dalinar hat gesagt, dass ihr alle mit Brustpanzern, Stahlkappen und neuen Speeren ausgestattet werdet. Und mit Kettenhemden für das Schlachtfeld, wenn ihr so etwas braucht.«

»Fürs Erste reichen die Uniformen«, sagte Kaladin.

»Ich glaube, darin sehe ich ziemlich dämlich aus«, brummte Moasch, ging aber doch in die Kabine und zog sich um. Rind



verteilte weitere Uniformen an die Männer. Er schenkte Schen einen seltsamen Blick, gab dem Parscher allerdings ebenfalls eine Uniform, ohne dabei etwas zu sagen.

Die Brückenmänner drängten sich zusammen und schwatzten aufgeregt, als sie ihre Uniformen auseinanderfalteten. Es war sehr lange her, seit sie etwas anderes als Brückenmännerwesten oder Sklavenkleidung getragen hatten. Sie verstummten, als Moasch aus der Kabine trat.

Es waren neuere Uniformen in einem moderneren Stil, als Kaladin sie bei seinem Militärdienst getragen hatte. Die blauen Hosen waren gebügelt und die schwarzen Stiefel poliert. Dazu gab es ein weißes geknöpftes Hemd, von dem nur die Kragenecken und die Ärmelaufschläge aus der Jacke hervorragten, die bis zur Hüfte reichte und unter einem Gürtel ebenfalls geknöpft wurde.

»Na, das ist doch mal ein Soldat!«, sagte der Quartiermeister und lachte. »Glaubst du immer noch, dass du dämlich ausiehst?« Er bedeutete Moasch, sich in dem Spiegel an der Wand zu betrachten.

Moasch richtete seine Manschetten und errötete tatsächlich. Kaladin hatte den Mann selten so erstaunt gesehen. »Nein«, sagte Moasch.

Die anderen machten sich ebenfalls daran, ihre Kleidung zu wechseln. Einige gingen zu den Kabinen an der Seite, aber die meisten machten sich diese Mühe gar nicht. Sie waren Brückenmänner und Sklaven und hatten den größten Teil ihres Lebens damit verbracht, in Lendenschurzen herumzulaufen.

Teft hatte vor allen anderen seine Uniform angelegt und wusste sogar, wie er die Knöpfe an den richtigen Stellen zu schließen hatte. »Lange her«, murmelte er und schnallte sich den Gürtel um. »Keine Ahnung, ob ich es verdient habe, wieder so etwas tragen zu dürfen.«

»Es ist das, was du jetzt bist, Teft«, sagte Kaladin. »Lass es nicht zu, dass du von dem Sklaven in dir beherrscht wirst.«

Teft grunzte und steckte sein Kampfmesser an die vorge-  
sehene Stelle im Gürtel. »Und du, mein Sohn? Wann wirst *du*  
endlich zugeben, was du bist?«

»Das habe ich doch schon getan.«

»Uns gegenüber schon, aber die anderen wissen es nicht.«

»Fang nicht schon wieder damit an.«

»Ich fange damit an, wann ich will, verdammt«, fuhr Teft ihn  
an. Dann beugte er sich vor und fügte leiser und sanfter hinzu:  
»Wenigstens so lange, bis du mir eine richtige Antwort gibst.  
Du bist ein Wogenbinder. Du bist noch kein Strahlender, aber  
wenn das alles hier vorbei ist, wirst du einer sein. Die anderen  
haben ein Recht, dich zu bedrängen. Warum gehst du nicht  
hoch zu diesem Dalinar-Knaben, saugst ein wenig Sturmlicht  
ein und zeigst ihm, dass du ein Hellauge bist?«

Kaladin warf einen Blick auf die Männer, die damit beschäf-  
tigt waren, sich die Uniformen anzuziehen, während der ver-  
zweifelte Rind ihnen zu erklären versuchte, wie sie die Jacken  
zunknöpfen mussten.

»Alles, was ich je hatte, Teft«, flüsterte Kaladin, »haben mir  
die Hellaugen weggenommen. Meine Familie, meinen Bruder,  
meine Freunde. Und noch vieles mehr. Mehr, als du dir vor-  
stellen kannst. Sie sehen, was ich habe, und sie nehmen es mir.«  
Er hob die Hand und erkannte ganz schwache schimmernde  
Rauchwölkchen, die aus der Haut aufstiegen. Er hätte sie nicht  
bemerkt, wenn er nicht gewusst hätte, wonach er Ausschau  
halten musste. »Auch das werden sie mir nehmen. Wenn sie her-  
ausfinden, wozu ich in der Lage bin, werden sie mir das eben-  
falls nehmen.«

»Wie bei Keleks Atem sollen sie das denn schaffen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Kaladin. »Ich *weiß* es wirklich nicht,  
Teft, aber ich erschrecke einfach schon, wenn ich daran denke.  
Ich darf nicht zulassen, dass sie mir *das* – oder euch – weg-  
nehmen. Wir halten meine Fähigkeiten weiterhin geheim. Wir  
reden nicht mehr darüber.«

Teft brummte etwas, nachdem die anderen Männer endlich ihre Uniformen angezogen hatten. Der einarmige Lopen hatte den Ärmel nach innen gezogen, damit er nicht herunterhing, und nun zupfte er an dem Schulteraufnäher. »Was ist das?«

»Das Zeichen der Kobaltgarde«, erklärte Kaladin. »Dalinar Kholins persönliche Leibwache.«

»Sie sind alle tot, Haken«, sagte Lopen. »Das sind wir nicht.«

»Ja«, stimmte Narb ihm zu. Zu Rinds Entsetzen zog er sein Messer heraus und schnitt den Aufnäher ab. »Wir sind Brücke Vier.«

»Brücke Vier war unser Gefängnis«, wandte Kaladin ein.

»Das ist mir egal«, sagte Narb. »Wir sind Brücke Vier.« Die anderen pflichteten ihm bei, schnitten ebenfalls ihre Aufnäher ab und warfen sie auf den Boden.

Teft nickte und tat es ihnen gleich. »Wir werden den Schwarzdorn beschützen, aber wir werden nicht das ersetzen, was er früher hatte. Wir sind unsere eigene Mannschaft.«

Kaladin rieb sich die Stirn. Das waren die Auswirkungen seiner Bemühungen, die Männer zusammenzubringen und zu einer Einheit zusammenzufügen. »Ich werde mir ein Glyphenpaar ausdenken, das ihr benutzen könnt.« Zu Rind gewandt sagte er: »Du wirst neue Aufnäher machen lassen müssen.«

Der stämmige Mann seufzte und hob die weggeworfenen Stoffstücke auf. »Vermutlich. Deine Uniform habe ich da drüben, Hauptmann. Ein dunkeläugiger Hauptmann! Wer hätte das je für möglich gehalten? Du bist der Einzige in der ganzen Armee. Soweit ich weiß, hat es so etwas noch nie gegeben.«

Er schien es nicht anstößig zu finden. Kaladin hatte nur wenig Erfahrung mit niederrangigen Hellaugen wie Rind, aber sie waren in den Kriegslagern recht oft anzutreffen. In seinem Heimatort hatte es nur die Familie des Stadtherrn – Dahn der oberen Mittelklasse – und die Dunkelaugen gegeben. Erst als er zu Amarams Armee gekommen war, hatte er erkannt, dass es eine große Bandbreite von Hellaugen gab, von denen viele

einen gewöhnlichen Beruf ausübten und ebenso wie alle anderen um ihr Geld kämpfen mussten.

Kaladin ging zum letzten Bündel auf dem Tresen hinüber. Seine Uniform war anders. Sie bestand aus einer blauen Weste und einem zweireihigen langen Mantel, dessen Futter weiß und dessen Knöpfe silbern waren. Der Mantel sollte offen getragen werden, trotz der Reihe von Knöpfen zu beiden Seiten.

Er hatte solche Uniformen schon oft gesehen. Bei Hellaugen.

»Brücke Vier«, sagte er, schnitt die Zeichen der Kobaltgarde ab und warf sie zu den anderen auf den Tresen.

kein richtiges Bullauge, sondern nur einen schmalen Fensterschlitz, der ganz oben an der Außenwand entlanglief. Das einzige Geräusch, das sie hörte, war das Plätschern des Wassers gegen den Schiffsrumpf. Heute Nacht lag das Schiff in keinem Hafen vor Anker.

*Die Kirche jener Zeit war misstrauisch gegenüber den Strahlenden Rittern, hieß es in dem Buch weiter. Doch sie hing von der Autorität ab, die dem Vorinismus durch die Herolde verliehen worden war. Dies erschuf eine Dichotomie, in welcher die Wiedererschaffung und der Verrat der Ritter überbetont wurden. Gleichzeitig wurden die alten Ritter – diejenigen, die in den Schattentagen an der Seite der Herolde gelebt hatten – hochverehrt und gefeiert.*

*Dies macht es außerordentlich schwierig, die Strahlenden und den Ort namens Schadesmar zu untersuchen. Was sind die Fakten? Welche Berichte hat die Kirche in ihrem verfehlten Versuch, die Vergangenheit von allen empfundenen Widersprüchen zu reinigen, verändern oder neu schreiben lassen, damit sie zu ihrer bevorzugten Version passten? Aus dieser Periode sind nur wenige Dokumente überliefert, die nicht durch Vorin-Hände gegangen sind und von den alten Pergamentmanuskripten in moderne Fassungen übertragen wurden.*

Schallan schaute über den Rand ihres Buches hinweg. Der Band war eines von Jasnahs frühesten Werken, die sie in ihrer Eigenschaft als Gelehrte veröffentlicht hatte. Jasnah hatte Schallan nicht aufgetragen, es zu lesen. Sie war sogar ein wenig zögerlich gewesen, als Schallan sie um ein Exemplar gebeten hatte, und hatte es erst aus einer der zahlreichen Truhen voller Bücher hervorkramen müssen, die sie im Laderaum des Schiffes aufbewahrte.

Warum hatte es ihr so widerstrebt, wo dieses Buch doch von den Dingen handelte, die Schallan gerade studierte? Hätte Jasnah es ihr nicht sofort geben sollen? Es ...

Das Muster kehrte zurück.

Schallans Atem stockte, als sie es an der Kajütenwand neben der Koje sah, gleich links von ihr. Langsam und vorsichtig richtete sie den Blick wieder auf die Seite vor sich. Das Muster war dasselbe wie jenes, das sie schon einmal gesehen hatte – es waren die Umrisse, die auf ihrem Skizzenblock erschienen waren.

Seit jenem ersten Mal hatte sie es immer wieder aus den Augenwinkeln heraus gesehen; es war in der Maserung des Holzes erschienen, im Stoff des Hemdrückens, der zu einem Matrosen gehörte, im Schimmern des Wassers. Aber jedes Mal, wenn sie hingesehen hatte, war das Muster verschwunden. Jasnah hatte nichts weiter darüber gesagt; sie hatte lediglich angedeutet, dass es vermutlich harmlos war.

Schallan blätterte um und atmete wieder gleichmäßiger. Etwas Ähnliches hatte sie bereits mit den seltsamen Kreaturen erlebt, deren Köpfe aus Symbolen bestanden hatten und die ungebeten in ihren Zeichnungen erschienen waren. Sie erlaubte ihrem Blick, von der Seite wegzugleiten und sich auf die Wand zu richten – nicht genau auf das Muster, sondern auf dessen Rand, so als ob sie es noch nicht bemerkt hätte.

Doch, es war da. Es wirkte wie ein erhabenes Relief und zeigte ein komplexes System atemberaubender Symmetrie. Die winzigen Linien wanden sich durch die Masse des Musters, lagen auf der Oberfläche des Holzes wie eiserne Verzierungen unter einem gespannten Tischtuch.

Es gehörte *dazu*. Zu den Symbolköpfen. Dieses Muster ähnelte den seltsamen Häuptern. Schallan blickte wieder in das Buch hinein, las aber nicht. Das Schiff schaukelte, und die glühenden weißen Kugeln in ihrem Kelch klirrten, während sie sich bewegten. Schallan holte tief Luft.

Dann richtete sie den Blick genau auf das Muster.

Sofort verblasste es; die Erhebungen sanken ein. Doch zuvor erhaschte sie noch einen klaren Blick darauf und machte ein Erinnerungsbild davon.

»Diesmal nicht«, murmelte sie, als die Linien in das Holz zurücksanken. »Diesmal habe ich dich erwischt.« Sie warf ihr Buch beiseite, holte mit fahrigen Bewegungen den Kohlestift und ein Blatt Zeichenpapier hervor. Sie kauerte sich neben ihr Licht; die roten Haare fielen ihr auf die Schultern.

Dann arbeitete sie wie eine Rasende, besessen von dem Drang, diese Zeichnung zu vollenden. Ihre Finger bewegten sich wie aus eigenem Antrieb, ihre unbekleidete Schutzhand hielt den Zeichenblock gegen den Kelch, der das Papier mit Licht sprenkelte.

Sie warf den Stift beiseite. Sie brauchte etwas Feineres, das schärfere Linien ziehen konnte. Tinte. Ein Kohlestift war hervorragend geeignet, die sanfteren Schattierungen des Lebens einzufangen, aber das, was sie hier zu zeichnen versuchte, war kein Leben. Es war etwas anderes, etwas Unwirkliches. Sie holte eine Feder und Tinte aus ihrem Gepäck, machte sich wieder an die Arbeit und zog feinste, verschlungene Linien.

Sie dachte nicht, während sie zeichnete. Die Kunst verzehrte sie vollständig, und Schöpfungssprengel traten überall um sie herum hervor. Dutzende winziger Gestalten bevölkerten bald den kleinen Tisch neben ihrer Koje und den Boden der Kabine – genau dort, wo sie kniete. Die Sprengel regten und bewegten sich, sie waren nicht größer als eine Löffelschale und formten sich zu Umrissen, denen sie in der letzten Zeit begegnet waren. Schallan beachtete sie nicht weiter, doch sie hatte noch nie zuvor so viele gesehen.

Schneller und schneller wechselten sie die Gestalt, während Schallan gebannt weiter zeichnete. Das Muster schien unmöglich zu fassen. Seine komplexen Wiederholungen setzten sich bis in die Unendlichkeit fort. Nein, auch eine Feder konnte dieses Muster nicht vollkommen wiedergeben, aber immerhin kam sie nahe heran. Sie arbeitete spiralförmig aus dem Zentrum heraus, und jede Abzweigung hatte ihren eigenen Mit-

telpunkt. Es war wie ein Labyrinth, dazu ersonnen, denjenigen, der in ihm steckte, wahnsinnig zu machen.

Als sie die letzte Linie gezogen hatte, stellte sie fest, dass sie so heftig atmete, als ob sie eine weite Strecke gelaufen wäre. Sie blinzelte und bemerkte wieder die Schöpfungssprengsel um sie herum – es waren *Hunderte*. Sie blieben noch ein wenig, bevor eines nach dem anderen verblasste. Schallan legte die Feder neben ihr Tintenfässchen, das sie mit Wachs an die Tischplatte geklebt hatte, damit es nicht herunterfiel, wenn das Schiff schwankte. Sie nahm das Blatt auf und wartete, bis die letzten Tintenstriche getrocknet waren. Sie fühlte sich, als hätte sie etwas sehr Bedeutendes geleistet – auch wenn sie nicht wusste, was es war.

Als die letzte Linie getrocknet war, *erhob* sich das Muster vor ihr. Sie hörte einen deutlichen Seufzer aus dem Papier dringen, wie in großer Erleichterung.

Sie sprang auf, ließ das Blatt fallen und kroch auf ihr Bett. Im Gegensatz zu den vorigen Malen verschwand die Erhebung diesmal aber nicht, sondern *verließ* das Papier – knospte aus ihrer Zeichnung hervor – und bewegte sich in Richtung der Bodenplanken.

Sie konnte es nicht anders beschreiben. Irgendwie war das Muster vom Papier auf den Boden geglitten. Es kroch zum Fuß ihrer Kojе, wickelte sich darum und kletterte nach oben auf das Laken. Es wirkte nicht wie etwas, das sich unter der Decke bewegte; das war nur eine grobe Annäherung an die Wirklichkeit. Die Linien waren zu präzise und deutlich, und nichts dehnte oder wand sich. Wenn etwas unter der Decke gewesen wäre, hätte Schallan nur einen undeutlichen Klumpen wahrgenommen, doch dies hier erschien klar umrissen.

Es kam näher. Zwar wirkte es nicht gefährlich, aber Schallan zitterte noch immer. Dieses Muster war anders als die Symbolköpfe in ihren Zeichnungen, doch war es gleichzeitig irgendwie *dasselbe* – eine geplättete Version ohne Torso und Glied-



Wesen und seiner unnatürlichen, verwirrenden Geometrie zu tun haben.

»Ja«, sagte Jasnah. Das tintenartige Sprengsel, das sie vorhin begleitet hatte, war nicht wieder erschienen. »Jeder Orden hatte den Berichten zufolge Zugang zu zwei der Wogen, die einander überlappen. Wir nennen diese Kräfte Wogenbinden. Das Seelengießen ist eine davon, und wir beide teilen sie, auch wenn unsere Orden unterschiedlich sind.«

Schallan nickte. Wogenbinden. Seelengießen. Das waren die Fähigkeiten der Verlorenen Strahlenden gewesen, und diese Gaben waren den Legenden zufolge entweder Segen oder Fluch gewesen, je nachdem, welche Berichte man las. Zumindest hatte sie das aus den Büchern gelernt, die Jasnah ihr auf dieser Reise zu lesen gegeben hatte.

»Ich gehöre nicht zu den Strahlenden«, bemerkte Schallan.

»Natürlich nicht«, meinte Jasnah, »genauso wenig wie ich. Die Orden der Ritter waren ein Konstrukt, so wie jede Gesellschaft ein Konstrukt ist, die den Menschen zur Bestimmung und Erklärung ihres Daseins dient. Nicht jeder Mann, der einen Speer trägt, ist ein Soldat, und nicht jede Frau, die ein Brot backt, ist eine Bäckerin. Dennoch sind Waffen oder das Backen zu den Symbolen bestimmter Berufe geworden.«

»Damit wollt Ihr ausdrücken, dass das, was wir tun können ...«

»... früher einmal zu den Voraussetzungen gehört hat, in den Orden der Strahlenden Ritter aufgenommen zu werden«, ergänzte Jasnah.

»Aber wir sind Frauen!«

»Ja«, sagte Jasnah leichthin. »Die Sprengsel leiden nicht unter den Vorurteilen der menschlichen Gesellschaft. Ist das nicht erfrischend?«

Schallan hörte auf, das Mustersprengsel zu stechen. »Gab es denn auch Frauen unter den Strahlenden Rittern?«

»In statistisch angemessener Zahl«, sagte Jasnah. »Aber du brauchst keine Angst zu haben, dass du bald ein Schwert schwin-

gen musst, Kind. Der Archetyp des Strahlenden auf dem Schlachtfeld ist eine Übertreibung. Nach dem, was ich gelesen habe – auch wenn die Berichte leider nicht immer vertrauenswürdig sind –, kamen auf jeden Strahlenden, der sich dem Kampf verschrieben hatte, drei andere, die ihre Zeit mit Diplomatie, Gelehrsamkeit und anderen Aufgaben verbrachten, durch die sie der Gesellschaft hilfreich sein konnten.«

»Oh.« Warum war Schallan davon enttäuscht?

*Närrin.* Ungewollt stieg eine Erinnerung in ihr hoch. Ein silbriges Schwert. Ein Lichtmuster. Wahrheiten, denen sie sich nicht stellen konnte. Sie schob das alles fort und kniff die Augen zusammen.

Zehn Herzschnitte.

»Ich habe die Sprengsel untersucht, von denen du mir erzählt hast«, sagte Jasnah. »Die Kreaturen mit den Symbolköpfen.«

Schallan holte tief Luft und öffnete wieder die Augen. »Das da ist einer von ihnen«, sagte sie und deutete mit dem Stift auf das Muster, das sich ihrer Truhe genähert hatte und nun andauernd hinauf- und wieder hinunterkletterte – wie ein Kind, das auf einem Sofa herumspringt. Statt bedrohlich zu wirken, schien es völlig unschuldig und sogar verspielt zu sein – und kaum vernunftbegabt. Hatte sie wirklich Angst vor diesem Wesen gehabt?

»Ja, ich vermute, das stimmt«, sagte Jasnah. »Die meisten Sprengsel manifestieren sich hier anders als in Schadesmar. Was du früher gezeichnet hast, war die Gestalt, die sie dort besitzen.«

»Der hier ist nicht besonders beeindruckend.«

»Ja. Ich muss zugeben, dass ich ein wenig enttäuscht bin. Ich habe das Gefühl, dass uns etwas Wichtiges entgangen ist, Schallan, und das finde ich ärgerlich. Die Kryptiker haben einen beängstigenden Ruf, aber dieser hier – das erste Exemplar, das ich je gesehen habe – scheint ...«

Es kletterte die Wand hoch, rutschte wieder herunter, erkletterte sie abermals und glitt dann erneut nach unten.

»Idiotisch?«, meinte Schallan.

»Vielleicht braucht es bloß mehr Zeit«, sagte Jasnah. »Als ich mich zum ersten Mal mit Elfenbein verbunden habe ...« Sie verstummte sofort.

»Mit wem?«, fragte Schallan.

»Es tut mir leid. Er hat es nicht gern, wenn ich von ihm spreche. Das macht ihm Sorgen. Der Eidbruch der Ritter war sehr schmerzlich für die Sprengsel. Viele von ihnen sind gestorben; dessen bin ich mir sicher. Obwohl Elfenbein nicht darüber sprechen will, nehme ich an, dass das, was er getan hat, von den anderen seiner Art als Verrat eingeschätzt wird.«

»Aber ...«

»Reden wir nicht mehr darüber«, sagte Jasnah. »Es tut mir leid.«

»In Ordnung. Aber was ist mit den Kryptikern, die Ihr vorhin erwähnt habt?«

»Nun«, sagte Jasnah, griff in den Ärmel, der ihre Schutzhand verbarg, und holte ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor – eine von Schallans Zeichnungen, die sie von den Symbolköpfen angefertigt hatte. »Den Namen haben sie sich selbst gegeben, obwohl wir sie vermutlich Lügensprengsel nennen würden. Dieser Begriff gefällt ihnen aber nicht. Wie dem auch sei, jedenfalls herrschen die Kryptiker über eine der größeren Städte in Schadesmar. Stell sie dir als die Hellaugen im Reich des Erkennens vor.«

»Also ist dieses Wesen auf ihrer Seite der Welt so etwas wie ein ... Prinz?«, fragte Schallan und deutete auf das Muster, das sich nun auf dem Boden im Kreis drehte.

»So ungefähr. Zwischen ihnen und den Ehrensprengseln existiert ein besonders verzwickter Konflikt. Bisher ist es mir nicht möglich gewesen, viel Zeit auf Sprengsel-Politik zu verwenden. Dieses Sprengsel wird von nun an dein Gefährte sein –

